Die alte Schuld.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend und ihre Freunde

von

Dr. G. H. von Schubert,

Geheimrath in München.

Aus der zweiten Auflage der „Erzählungen III. Band" besonders abgedruckt.

Erlangen, 1856.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Die alte Schuld.

Eine Erzählung

für die reifere Jugend und ihre Freunde

von

Dr. G. H. von Schubert,

Geheimrath in München.

Aus der zweiten Auflage der „Erzählungen III. Band" besonders abgedruckt.

Erlangen, 1856.

Verlag von J. J. Palm und Ernst Enke.

(Adolph Enke.)

Druck von Junge & Sohn in Erlangen.

Die alte Schuld.

In einem Gasthofe auf den Höhen des Thüringer Waldes fand sich vor mehreren Jahren eines Abends eine so große Gesellschaft zusammen, daß der Wirth kaum Zimmer genug hatte, die Gäste alle unterzubringen. Das starke Gewitter, welches am Nachmittag ausgebrochen war, und das die Wege mit Regenströmen überfluthete, den Wald mit seinem Sturme durchbrauste, hatte mehrere Chaisen, von denen etliche von Süden, andere von Norden kamen, zum Einkehren in diesen Gasthof genöthigt und die Herrschaften, welche darinnen saßen, zu dem Entschlusse bestimmt, die Nacht hier zuzubringen, obgleich die einen noch gerne an diesem Tage nach Arnstadt, die anderen nach einem Nachtlager im Meiningischen gekommen wären.

Der größere Theil der Fremden, die sich hier zusammenfanden, waren Kaufleute, welche von der Leipziger Ostermesse nach Hause kehrten; in der vornehmsten Chaise aber, die von Süden herkam und über Arnstadt weiter reisen wollte, befand sich ein reicher Gutsbesitzer, aus der Gegend zwischen Leipzig und Dessau, mit seiner Familie.

Diesem schon ältlichen, seinem Aussehen nach kränklichen Herrn, der den Winter, um seiner Gesundheitspflege willen, in Pisa zugebracht hatte, wäre, nachdem er die ganze Reise glücklich überstanden, beinahe noch hier, in der Nähe seiner Heimath, ein großer Unfall begegnet.

Auf dem damals noch sehr schlechten Gebirgswege, gegen die Waldhütten hin, waren, als es gerade ein wenig bergab ging, die Pferde durch einen Donnerschlag, dessen Blitz in der Nähe der Straße einen Baum zerschmetterte, scheu geworden; sie rannten, ohne daß der Postillon es zu hindern vermochte, aus dem Fahrgleise hinaus, einem gähen Abhange zu, an welchem ohnfehlbar die Chaise zum Verderben ihrer Insassen hinabgestürzt wäre, wenn sich nicht gerade im rechten Augenblicke ein Fremder der Zügel bemächtigt und die Rosse wieder herumgerissen hätte nach der Richtung des Fahrweges. Auch da, als die Chaise eben wieder hineinlenkte in die steinige Straße, hatte er das Umfallen derselben verhütet, indem er sich mit Schultern und kräftigen Armen der geneigten Seite entgegenstemmte.

Die Familie, die im Wagen saß, war durch die ihnen drohende Gefahr so erschrocken gewesen, daß sie auf den Retter in der Noth kaum gemerkt hatte, erst da der Wagen wieder seinen gewöhnlichen, ruhigen Gang ging, fragte der Vater: „wer war der Mann, der uns diesen großen Dienst erwiesen hat? war es wohl Einer, der eine Belohnung in Geld annehmen möchte? Er hätte es wohl verdient; ich meine, er hat uns nicht blos Geld und Gut, er hat uns das Leben gerettet.“

„Arm und bedürftig,“ sagte die Tochter, „sah er gerade nicht aus, es war ein ordentlich gekleideter, junger Mensch, der keinen Bündel auf dem Rücken trug und deshalb wohl Einer sein mag, der hier in der Nähe wohnt.“

„Nun, er sei wer er wolle,“ sagte der Vater, „er ist unseres herzlichen Dankes werth, seht euch doch um, wo er geblieben ist.“ Die beiden Kinder öffneten die Glasfenster der Chaise und blickten, so weit der Regenguß das

erlaubte, nach allen Seiten hinaus, auch der Postillon wurde befragt, wohin der junge Mensch gekommen sei, dieser aber hatte ihn nach der That der Hülfe nicht mehr gesehen; der wackere Mensch war wie verschwunden.

„Nun," sagte der Vater in heiterer Laune, „das sieht ja gar aus, als wäre es ein guter Engel gewesen, der im rechten Augenblicke uns zu Hülfe kam und dann wieder verschwand, ohne unseres Dankes und Lohnes zu bedürfen. Sei der gute Mann gewesen, wer er wolle, uns war er ein Engel." —

Mag auch der junge Mensch, der die Hülfe in der Noth brachte, diesen Ehrentitel, den so eben der dankbare Familienvater ihm gab, in der einen Hinsicht verdient haben, so war er doch in anderer noch gar weit von der Natur eines Engels entfernt. Denn er litt so eben, als er den Leuten in der Chaise wie gerufen erschien, gar sehr an Hunger, und hatte zur Stillung desselben nur noch drei Pfennige in der Tasche; ein Ungemach, das einem Engel, der vom Thau und von Kräften des Himmels lebt, nicht begegnen könnte. Dazu war er von gar kräftigem Fleisch und Bein, und es fehlte ihm auch noch sonst Mancherlei an der Vollkommenheit und Feinheit der lieben Engelein.

Der junge Mensch, von welchem wir hier sprechen, war ein armer Student, der im Begriffe stand, die Universität Leipzig zu beziehen. Er kam heute schon von Meiningen, und hatte, außer einem Bissen Brodes, den ganzen Tag hindurch noch nichts gegessen. Da seine Kasse, wie wir so eben erwähnten, nicht sehr gut bestellt war, hatte er eigentlich den Plan gehabt, sich nur in einem Bauernhause für seine 3 Pfennige Brod zu kaufen und dann im Freien auf, so wie unter einem selbst gemachten Bette

von Haidekraut zu übernachten, der starke Regen aber, der ihm keinen trockenen Faden am Leibe ließ, hatte ihn in seinem Vorsatze wankend gemacht; er beschloß, in das erste Haus, das er fände, hineinzugehen und da um ein Obdach zu bitten. Das erste Haus aber, welches er durch den Schleier des niederströmenden Regens vor sich sah, war der Gasthof der sogenannten Waldhütten, nach welchem er, sobald er der Chaise den erwähnten Freundschaftsdienst erwiesen, auf einem näheren Fußsteige, der seitwärts zum Walde hinaus über die Wiese führte, hingeeilt war.

Er hatte sich so eben in das große Zimmer zur Linken der Hausthüre hineingeflüchtet, in welchem die Fuhrleute und Handwerksburschen ihren Aufenthalt nahmen, und hier ein Plätzlein bei dem geheizten Ofen gefunden, als auch die Chaise vor dem Gasthause hielt, deren vornehmer Herrschaft sogleich das Prunkzimmer des Hauses, zur Rechten der Hausflur, angewiesen wurde. Hier waren schon mehrere Gäste versammelt, die sich wechselseitig von der Heftigkeit des heutigen Gewitters unterhielten und mit Ungeduld in das Dunkel der strömenden Regenwolken hinausblickten. Die Wirthin ließ diesen Gästen Nichts abgehen; in kurzer Zeit stand Alles, was sie begehren mochten, Warmes wie Kaltes, auf dem Tische.

Nicht so gut erging es dem armen Burschen, der zwar nicht selber in der Chaise angekommen war, ohne dessen Hülfe diese selber aber schwerlich so unzerbrochen und mit wohlbehaltenen Leuten im Gasthofe angelangt wäre Für seine ganze Baarschaft hatte er sich Brod gekauft, und noch fühlte er sich nicht sonderlich gesättigt; es hätte dazu einer Summe bedurft, die sein so eben aufgezehrtes Vermögen um das Vierfache überstiegen und bis auf einen Groschen sich belaufen hätte, und wo sollte der herkommen!

Indeß war er doch mit seinem gegenwärtigen Loose sehr zufrieden. Hatte er doch Gelegenheit gefunden, seinen ganz nassen Rock an einer Stange des Ofengeländers aufzuhängen und da zu trocknen, die Stiefel hatte er gar oben hinauf, auf die Decke des Kachelofens, setzen dürfen, und ihm selber that die gelinde Wärme, die vom Ofen her auf seine durchnäßten Glieder eindrang, so wohl, daß es ihm heimlich war, als sei er zu Hause bei seiner Mutter. Und von dem Hausknechte hatte er auch schon erfahren, daß es ihm erlaubt sein werde, da auf der Ofenbank umsonst zu übernachten, wenn er keines Kissens und keiner Decke, ja selbst keines Strohes begehre, was dem Studenten Alles höchst entbehrlich vorkam.

So wäre alles recht gut gegangen, wenn es nur keine so schweren Versuchungen in diesem Wirthshause gegeben hätte, denen ein Mensch, der noch kein Engel ist, so leicht unterliegt. Daß der Bauersmann aus Wallendorf, der neben dem Studenten saß, sein gutes Stück Roggenbrod hervorzog und dazu Käse, war für den rüstigen Appetit des jungen Burschen noch keine sehr heftige Reizung, denn Brod hatte er selber heute und gestern gegessen, und vorgestern sogar Käse dazu; als aber der Wetzsteinhändler aus Friedrichsroda, der an demselben Tische gegenüber saß, sich ein großes Stück Kalbsbraten geben ließ und dazu ein Glas Bier, ging dem Studenten das Wasser an die Seele. Ach, dachte er, wäre ich erst wieder bei meinem Vetter, dem Metzgerbräu in Kempten, da bekäm' ich schon auch so Etwas. Kalbsbraten, und noch dazu so guten, ich wüßte nicht wie lang es her ist, daß ich den nicht mehr gegessen habe.

Ei, dachte er weiter, wär' ich nur erst in Arnstadt, da sollte meiner Noth bald ein Ende gemacht sein. Dort

ist der Wastel (Sebastian), der mit mir in die Schule ging, als Gesell bei einem Nadler, der streckte mir schon so viel vor, als ich vollends zu meiner Reise nach Leipzig brauche, und zu einem Stück Kalbsbraten würde dann auch noch Rath, ich wollte ihm auch seinen Vorschuß recht bald wieder abtragen.

„Junges Blut," fragte der Wetzsteinhändler, der die sehnsüchtigen Blicke bemerkt haben mochte, welche der Student auf seinen Teller hinwarf, „will Er sich nicht auch so etwas zu essen geben lassen? er hat gewiß Appetit und der Wirth gibt auf Borg."

Das Letztere hatte der Schelm nicht im Ernst gesagt, sondern er wollte den armen Burschen, dem er seinen Geldmangel wohl angemerkt hatte, nur foppen. Der aber nahm es für baaren Ernst und dachte: nun ja, von hier nach Arnstadt sind es nur wenige Meilen, und von Arnstadt aus kann ich dem Wirthe sogleich das Geld für seine Zeche zuschicken, auch wird gewiß Jemand hier im Hause den Nadler kennen, bei dem der Wastel aus Kempten Gesell ist, und man wird daraus, daß ich diesen nenne, meine Ehrlichkeit einsehen; so will ich denn mir ganz getrost etwas geben lassen.

„Jungfer," so rief er die Stubenmagd an, die so eben in die Nähe des Ofens kam, „bringe sie mir auch einen Teller Braten und was dazu gehört." — „Will der Herr auch Bier?" fragte die Magd. „Nun ja," antwortete der Student, „Bier gehört freilich dazu."

Es mochte eine Lust sein, den guten Burschen, der so lange Fastenzeit, strenger als ein Grieche in der Vorstadt von Smyrna, gehalten hatte, essen zu sehen; jede Miene eines gutmüthigen, rothbackigen Angesichtes sprach das Wohlgefallen aus, womit er sich sättigte. Nur beim Kosten

des sächsischen Dorfbieres machte er ein etwas saures Angesicht.

„Unser Bier wird ihm nicht recht schmecken,“ sagte der Wetzsteinhändler.

„Es ist eben kein bayerisches,“ antwortete der Student.

Nach dem Essen gab ein Wort das andere. Der Wetzsteinhändler erzählte von der schönen Stadt Leipzig und was es dort für reiche Leute gäbe; dem Studenten ging das Herz über dieser Erzählung auf, und er sprach es, wie im Vertrauen, aus, daß er auch nach Leipzig ginge, und zwar um dort zu studiren, denn er sei Student.

Die Tischnachbarn bekamen jetzt schon mehr Respect, die Anreden auf Er hatten sich in die auf Sie verändert, sie hörten alle aufmerksam den Gesprächen des jungen Burschen zu, der von seinem lieben Vaterlande erzählte, und von der Lebensweise daselbst, so wie von dem schönen Bodensee und von der Mordgeschichte, die sich vor Kurzem in Biberach zugetragen. Hätte auch ein Anderer, viel Gebildeterer und Anspruchsvollerer als die Zuhörer da am Tische waren, zugehört, er würde sich an den Erzählungen des Studenten vergnügt und diesen lieb gewonnen haben. Sprach doch aus jedem Worte ein kindlich unschuldiges Gemüth, das Gott und alle Menschen lieb hat, übrigens aber in der bösen Welt noch so unerfahren und neu ist, wie ein kleines Knäblein von drei Jahren.

Es war jetzt Zeit Schlafengehens. „Soll man dem Herrn auch sein Bett anweisen lassen?“ fragte die Wirthin. „Nun ja,“ antwortete der Student, denn er schämte sich jetzt vor seinen Tischnachbarn, den Bauern, des früheren Vorsatzes, ohne Kissen, ohne Decke, ja selbst ohne Stroh auf der Ofenbank zu liegen. Für einen Studirenden, dachte er, schickt sich das nicht und ich hätte, seit-

dem mein Päcklein mit der Wäsche fort ist, nicht einmal Etwas, worauf ich den Kopf lehnen könnte; von Arnstadt aus wird ja Alles bezahlt.

So sanft und süß, wie diese Nacht, hatte der arme Friedreich, so hieß unser Student mit seinem Vornamen, lange Zeit nicht geschlafen. Dennoch wachte er schon bei Tagesgrauen auf. Ein Gedanke, der ihm bereits gestern Abend eingefallen war, und ihn selbst nach dem Abendgebete ein wenig beunruhigt hatte, ließ ihn nicht länger schlafen. Seine Mutter, die gute alte Gertraud, da sie den Liebling ihres Herzens in die weite Fremde ziehen sah, und ihm noch ihre ganze Baarschaft, fast zwei Gulden, in die Hand drückte, sagte zu ihm: „siehe, da hast Du Geld genug, mein Sohn, zu Deiner Reise nach Leipzig, und Gottes Segen auch dazu, der Dich in keiner Noth wird verlassen noch versäumen, nur thue mir niemals das Leid an und mache Schulden." Er aber hatte nun doch der guten frommen Mutter nicht ganz gehorcht. Denn obgleich es von der Waldhütte nach Arnstadt nur etliche Stunden sind, und der Wirth sein Geld gleich am anderen Tage wieder haben sollte, war eben die Zeche doch geborgt, und wenn er sich in Arnstadt von seinem Freunde, dem Wastel, Geld vorstrecken ließ, so hieß das auch wieder mit anderen Worten Schulden gemacht. Er überlegte es hin und her, wie er in dieses Ungemach gerathen sei, und hätte sich gerne eine Entschuldigung für seine Verschwendung ausgesonnen, aber er gerieth eben überall wieder auf Klippen, über welche das Entschuldigen nicht hinüber wollte.

„Zwei Gulden und darüber, denn ich hatte noch mehrere Sechser von meinem Vetter, dem Zimmermann, bekommen, sind freilich, so dachte er, ein schönes Geld,

aber es ist auch ein recht weiter Weg von Kempten bis da herein nach Sachsen." — „Das wohl, so redete die Stimme des Gewissens darein, aber dennoch wär'st du ohne Schuldenmachen davon gekommen, wenn du nicht von vorn herein zu flott gelebt, mehrere Male des Tages Bier getrunken, des Abends warm gegessen und sogar in einem Bette geschlafen hättest." — „Aber," so wollten die Gedanken sich weiter entschuldigen, „wenn ich auch noch so sparsam gelebt hätte, wäre mein Reisegeld doch nicht bis Leipzig ausreichend gewesen. Habe ich doch mein Päcklein, mit den zwei neuen Hemden, die mir meine gute Mutter Gertraud gemacht hatte, und mit den Strümpfen, schon in Ansbach verkaufen müssen, weil ich gar kein Geld mehr zu Brod hatte." — „O schweig'," so donnerte die Stimme des Gewissens," du ungerathener Sohn; nicht genug, daß du die sauer ersparten Kreuzer deiner frommen Mutter Gertraud verpraßt hast, mußtest du auch noch die Aussteuer verschleudern, die sie dir mit auf die Universität gab. Und nun vollends hier, was hast du da gethan? War das recht — dir Braten geben zu lassen und Bier, und in einem so vornehmen Bette zu schlafen?"

So quälte der arme Friedreich sich mit Gedanken und Sorgen, welche nur wenig anderen seiner Alters- und Standes-Genossen in den Sinn gekommen wären. Doch wer ihn und das Haus seiner Eltern, vor Allen die fromme Mutter Gertraud, näher kannte, dem mußten diese Bewegungen eines kindlich zarten Gefühles ganz natürlich vorkommen. Solche Eltern, wie unser Friedreich, haben nur wenig Jünglinge gehabt; man konnte von ihnen sagen, wie von dem alten Zacharias und seiner Elisabeth: sie wandelten in den Geboten Gottes untadelich. Der Vater war Schullehrer und zugleich Weber in einem kleinen

Dorfe unweit Kempten gewesen, sein Sohn war ihm erst in den späteren Jahren seiner Ehe und seines Lebens geboren worden, so daß er das Kind nicht zum Jüngling heranreifen sah; der lieben Mutter Gertraud war dann die Sorge und Pflege für ihren Friedreich allein geblieben. Freilich war dies aber ein Geschäft, das seinen ganz besonders reichen Lohn in sich trug. Wenn die alte, gute Frau Landrichterin, die eine große Kinderfreundin war, es öfters aussprach: kein solches Kind, wie der kleine Friedreich Lambert, so schön, so folgsam und gescheit, gibt es weit und breit nicht, so hätte sie sich zwar dabei besser in Acht nehmen sollen, daß solche Urtheile nicht zu den Ohren des kleinen Friedreich kämen, aber ganz unrecht hatte sie damit nicht. Denn der Knabe, mit seinem Lockenhaare, dunkelblauen Augen und wohlgebildeten, blühenden Angesichte, hätte jedem Maler das Modell zu einem Engelsbilde abgeben können, auch war er so sanft und folgsam wie ein Lamm, so daß man bei ihm hätte in Versuchung kommen können, daran zu zweifeln, daß in ihm auch etwas von der natürlichen Bosheit stecke, die uns Allen anklebt, wenn er nicht schon als Kind zuweilen den Versuchungen zu allerhand Seitensprüngen eben so unterlegen wäre, wie im Gasthause der Waldhütten. Was aber die dritte Eigenschaft betrifft, welche das Urtheil der Frau Landrichterin dem Knaben beilegte: die Eigenschaft der Gescheitheit, so konnte man dieses nur unter verschiedenen Einschränkungen zugeben.

Das ist gewiß, daß der Friedreich unter allen Kindern in der Schule am besten lernte, der fleißigste und, bei all' seiner Lebhaftigkeit, der sittsamste von allen war, und daß er, wenn über die biblische Geschichte und den Inhalt des Katechismus gefragt wurde, solche Antworten

gab und so trefflichen Bescheid wußte, daß Alle, die es hörten, darüber verwundert waren, aber weltwitzig und klug in anderem Sinne konnte man den Knaben übrigens keineswegs nennen. So leichtgläubig, so bald hinter's Licht zu führen und zu täuschen war kein Andrer als er; Alles, was die losen Vögel, welche auf Neckerei ausgingen, ihm erzählten, das hielt er für wahr und richtig, und wurde dann, wenn er es mit seinen grundehrlichen Mienen wieder Anderen erzählte, tüchtig ausgelacht; Aufträge, auch ziemlich ungereimte, um deren Besorgung man ihn gebeten, richtete er treulich aus, ohne zu errathen, daß nur ein Anlaß, ihn lächerlich zu machen, darinnen lag.

Kein Wunder war es freilich nicht, daß der sonst so gelehrige Knabe durch alle Erfahrungen dieser Art niemals recht belehrt werden konnte. Seine kindliche Leichtgläubigkeit war ein Erbstück seiner Mutter, welches durch den Umgang mit dieser nur noch immer weiter vermehrt und bestärkt wurde. Sie beide, die Mutter und ihr Kind, waren keines, auch nicht des geringsten wissentlichen Betruges, und keines unwahren Wortes fähig, denn nichts Anderes tadelte die gute Gertraud an ihrem Friedreich so hart, als die Abweichungen von der Wahrheit. Daher kam es aber auch denn, daß beide gute Seelen es für unmöglich hielten, daß sie von Anderen getäuscht würden. Mag deshalb auch die Eigenschaft, welche dem Sohne der frommen Gertraud unter seinen Bekannten den Beinamen des „einfältigen Friederlein" zugezogen hatte, seinem Verstande gerade nicht zur Ehre gereicht sein, so ist doch gewiß, daß dieselbe seinem Herzen keine Schande machte.

Die Mutter und ihr Sohn lebten in der kleinen Hütte, wohin sie nach des Vaters Tode gezogen waren, nach

ihrer Weise gar glücklich zusammen. Am Morgen, sobald sie beide auf waren, beteten sie mit einander, und redeten da so einfältiglich mit Gott, wie die lieben Kinder mit ihrem lieben Vater reden; dann sah sich der kleine Friedreich überall um, ob er etwa seiner guten Mutter einen Dienst erweisen könne, holte ihr Wasser, half nach Kräften das Holz herbeitragen, oder brachte Futter für die Ziege, deren Milch ein Hauptbestandtheil der täglichen Kost war. Hierauf eilte er zur Schule, die durch den Nachfolger seines seligen Vaters gut bestellt war, und faßte hier mit seiner Aufmerksamkeit und seinem trefflichen Gedächtnisse Alles so getreulich auf, daß er es der Mutter, die sich als gewesene Frau Schullehrerin gar sehr dafür interessirte, fast Wort für Wort berichten konnte, was der Schulmeister heute gesagt und gelehrt habe. Dann sah Frau Gertrud recht eifrig darauf, daß ihr Friedreich Alles, was aufgegeben war, recht pünktlich und gut lernte, und wenn beide ihre Tagesarbeit gethan hatten, saßen sie noch, wenn die Witterung es erlaubte, im Scheine der Abendsonne oder im Schatten vor ihrer Hütte, und die Mutter erzählte dem Kleinen biblische Geschichten, oder beantwortete ihm, so gut sie es verstand, seine kindlichen Fragen über gar mancherlei Dinge. Ehe sie dann zur Ruhe gingen, beteten sie wieder mit einander, und wenn der Knabe fest eingeschlafen auf seinem Ruhebettlein lag, da stand die Mutter oft noch lange daneben und betrachtete sich das gute, fromme Gesicht desselben und die meist noch immer, wie zum Gebete, gefalteten Händchen. Sie glaubte in solchen Augenblicken gar gern, was die Frau Landrichterin von ihrem Friedreich sagte: daß dieser weit und breit das schönste, beste, gescheiteste Kind sei.

Mochte die arme Wittwe, der die Bissen Brodes gar

schmal zugemessen waren, immerhin mit ihrem Knaben sich reich dünken, sie war dies wenigstens an Mutterfreuden. Aber die einfältig gute Seele hielt sich auch in anderer Hinsicht für reicher, als sie das wirklich war, und brachte sich dadurch in manche Verlegenheit. Sie hatte die Gewohnheit, immer vor Allem auf Solche zu sehen und mit ihrem mitleidigen Herzen sie aufzusuchen, welche noch ärmer und bedürftiger waren, als sie selber. Gegen die arme und dazu immer kränkliche Wittwe des verunglückten Maurergesellen Lorenz, mit ihren sechs kleinen Kindern, war sie, die gewesene Frau Schullehrerin, freilich eine ansehnliche Frau zu nennen, denn sie hatte sogar an ihrer Ziege einen Viehstand und baute mehrere Beete Kartoffeln, sollte auch eigentlich von dem Nachfolger ihres seligen Mannes jeden Monat 1 Gulden 30 Kreuzer bekommen, worauf man jedoch bei dem geringen Dienste und vielen Kindern des Nachfolgers nicht regelmäßig rechnen konnte. Die Frau Gertraud theilte deshalb der Wittwe Lorenz von ihren Gütern willig mit, und diese hätte verhungern und in ihrer Noth verkümmern müssen, hätte nicht Gertraud ihr bald eine Mehlsuppe, bald einen Topf gesottene Kartoffeln zugetragen, auch dabei die Reinigung und Pflege der kleinen Lorenzischen Waisen übernommen, wenn die eigene Mutter zu schwach dazu war.

Freilich war das Scherflein, das die eine Wittwe der anderen um Gottes willen brachte, nach gewöhnlichem Werthe nicht hoch anzuschlagen; wenn aber Frau Gertraud je zuweilen nur noch für ihren Friedreich das Nöthige zu seiner Sättigung übrig behielt, sie selber aber, ohne dem Kleinen es merken zu lassen, darbte, weil sie ihren Theil zur Stillung fremden Hungers hinweggegeben hatte, dann glich gewiß die fromme Gabe, so klein sie auch in der

Menschen Augen sein mochte, in Gottes Augen dem Scherflein der Wittwe im Evangelium.

Dafür war aber auch in Gertraud's Hütte ein Segen zu spüren, der sie oft in dankbares Staunen versetzte. Das Spinnen ging ihr so rasch und gut von der Hand, daß sie damit stets so viel erwarb, als sie etwa zu den Kleidern und Schuhen ihres kleinen Lieblings brauchte, der immer gar sauber und schmuck einherging. Auch schickte ihr der liebe Gott jederzeit, wenn sie auf Glauben hin mehr weggegeben hatte, als für ihren Hausstand entbehrlich schien, allerhand Gaben der Liebe in's Haus, welche dem Mangel für mehrere Tage, ja oft auf Wochen, ein Ende machten.

Vor allen Anderen hat sich der alte Pfarrer des Ortes, Gott habe ihn selig, bis zu seinem Ende als ein recht treuer Freund und Versorger der Wittwe und des Sohnes seines verstorbenen Schullehrers erwiesen, und derselbe hätte noch viel mehr gethan, wenn er die häuslichen Verlegenheiten der Mutter Gertraud immer gekannt hätte. Doch war es häufig, als ob er dieselben geahnt hätte, wenn auf einmal, da, wo die Noth am größten schien, ein Korb mit Brod, auch wohl Butter oder Schmalz und Eier dazu, vom Herrn Pfarrer gesendet, in's Haus kamen.

Zu dem Friedreich hatte der gute geistliche Herr eine ganz besondere Liebe. Er hatte das große Talent zum Lernen, das in dem Kinde war, sehr frühe erkannt, und schon damals, wo dieses noch in der Dorfschule war, gesagt: der Knabe muß einmal studiren, denn er hat den Kopf und das Herz dazu. Als Friedreich zwölf Jahre alt war, brachte ihn der freundliche alte Pfarrer in die lateinische Schule nach Kempten, und bezahlte hier, so wie späterhin am Gymnasium, alle Kosten für ihn. Das war frei-

lich schon eine Zeit der schweren Entbehrungen für die Mutter Gertraud, doch war ja ihr Dörflein ganz nahe an Kempten, sie ging im Sommer wie im Winter wöchentlich etliche Male hinein, um dem Friedreich sein Brod zu bringen, und am Samstag kam der gute Bursche nach Hause, zur lieben Mutter Gertraud, und blieb da fast den ganzen Sonntag. Und für den Schmerz der Trennung entschädigte das Lob, das sie, so oft sie mit einem der Herren Lehrer ihres Sohnes zusammenkam, über diesen hörte. „Der Friedreich," so sagten sie, „wird einmal ein tüchtiger Mensch werden, wir haben lange Zeit keinen so braven, guten Schüler gehabt."

An Ostern sollte Friedreich vom Gymnasium ab, nach der Universität gehen; wohin? das hatte sein Wohlthäter, der auch da für ihn sorgen wollte, noch nicht bestimmt, und konnte es auch nicht bestimmen, denn um Fastnacht wurde er, der alte, gute Pfarrherr, krank und starb am Sonntag Palmarum. Das war wohl ein harter Schlag für Mutter Gertraud und ihren Sohn; doch beweinten beide in ihm nicht nur den Versorger, sondern mehr noch den theuren, väterlichen Freund und Führer auf dem Wege des Lebens.

Mit Friedreich's Studiren schien es jetzt auf einmal ganz aus zu sein. Es hielt hart für die Mutter Gertraud, nur Das aufzutreiben, was der Sohn noch bis zu seinem Abgange von der Schule in Kempten gebrauchte, und ohne eine verhältnißmäßig ansehnliche Gabe der Frau Landrichterin wäre es gar nicht möglich gewesen. Nun aber vollends auf der Universität, wer sollte da den armen Jüngling erhalten? Die verständigen Leute im Dorfe riethen, der Friedreich, da er so schön groß und stark sei, solle sich als Knecht verdingen, und jeder Bauer hätte ihn gern

in Dienst genommen, oder, wenn er mehr Lust zum Stadt- als zum Dorfleben habe, solle er bei einem Handwerker, etwa bei einem Schmiede oder Wagner, sich aufdingen lassen.

„Nein," sagte die Frau Landrichterin, die doch auch zu den Verständigen gehörte, „das wäre Schade, wenn der talentvolle Friedreich ein Bauer oder ein Handwerksmann werden sollte. Der muß beim Studiren bleiben. Und ich weiß Rath dazu. In Leipzig habe ich einen Bruder, der ist Geschäftsführer in einer Buchhandlung. An diesen schreib' ich noch heute und frage an, ob er keinen Rath weiß, wie sich der Friedreich auf der Universität Leipzig, die sehr groß ist, fortbringen kann."

Die gute Frau schrieb, und schon in 14 Tagen war eine Antwort da, des Inhaltes: daß sich in Leipzig gar mancher arme Student fortbringe, ohne einen Heller Geldes vom Hause zu bekommen. Denn es gäbe da, wenn sich einer ordentlich aufführe, viele Gelegenheit zu Informationen, und diese würden sehr gut, die Stunde wohl mit 9 bis 12 Kreuzern, bezahlt, auch wolle er dem jungen Menschen, dem seine liebe Schwester ein so schönes Lob ertheile, manchmal noch einen Nebenverdienst mit Correcturen für die Druckerei zuweisen, und demselben, bis weiter für ihn gesorgt sei, aus seinem Beutel wöchentlich 18 Kreuzer schenken.

Mutter Gertraud weinte Thränen der innigsten Rührung und des Dankes gegen Gott, als ihr die Frau Landrichterin diese Verheißungen aus dem Briefe des Bruders vorlas. So schmerzlich wehe ihr der Gedanke that, daß die Freude und der Trost ihres Lebens, daß ihr Sohn so weit und auf so lange von ihr wegkommen solle, hatte ihr dennoch der Kummer ihres Friedreich, der sich auf einmal aus der bisherigen Bahn seines Lebens hinweg-

gerissen und ohne alle Mittel sah, wieder hineinzukommen, noch weher gethan. Er war ja ihr Stolz, ihre Hoffnung; wenn nur ihm geholfen war, da wollte sie gern Alles über sich ergehen lassen.

Athemlos vor Freude eilte sie von der Landrichterin hinweg, nach ihrer Hütte, wo der Sohn, eifrig studirend, bei einem Buche saß. „Jetzt laß' uns Gott danken und loben für seine Güte, denn für Dich ist gesorgt; Du darfst nun, so bald Du willst, nach der großen Universität Leipzig abreisen und dort studiren, ohne daß es uns einen Heller kosten wird. Denk' nur, der Bruder von der Frau Landrichterin gibt Dir, bis weiter für Dich gesorgt ist, 18 Kreuzer in jeder Woche, davon kannst Du zur Noth schon leben, und dazu findet sich dann noch die Einnahme vom Nebenverdienste."

Nach diesem Allen werden wir es begreiflich finden, wie der sonst so bescheidene Friedreich Lambert aus Kempten gestern Abend im Gasthofe zur Waldhütte auf den unbescheidenen Einfall kommen konnte, sich Kalbsbraten und Bier auf Borg, in Hoffnung einer Anleihe, geben zu lassen, die er erst in Arnstadt zu machen gedachte. Nicht zwar sein Beutel, wohl aber sein Kopf, war voll von den Summen gewesen, die er in kurzer Zeit in Leipzig zu verdienen und zu ersparen hoffte, und der Magen dagegen sehr leer. Doch wir haben uns zu lange mit diesem einzigen Gaste des Wirthshauses aufgehalten, es ist Zeit, uns auch wieder nach den anderen umzusehen.

Der Student Friedreich hattte, wie wir oben sahen, das Bett in der Dachkammer, darin er geschlafen, in jenem Rechenschaftsberichte, den ihm sein Gewissen abforderte, ein vornehmes Bett genannt, und er hatte wirklich darinnen besser geschlafen, als ein Prinz. In dem

Urtheile aber, welches das Bett betraf, waren die anderen Gäste nicht seiner Meinung. Als diese, und zwar ziemlich früh, hinabkamen in das Prunkzimmer des Hauses, um da zu frühstücken, da fand Jeder von ihnen etwas zu klagen. Der Eine hatte nicht schlafen können, weil der Pferdestall unter seinem Zimmer war, und die Thiere sich nicht ruhig verhielten, einen Zweiten hatten andere Thiere, welche noch unruhiger sind als die Pferde, einen Dritten oder Vierten sonst etwas in seiner Nachtruhe gestört, und am Ende war jeder nur froh, daß auf das gestrige Gewitter der heutige Tag so klar und schön sei, und daß man jetzt so nahe an der Abfahrt vom Gasthofe der Waldhütten stand.

Während die Gäste parthieenweise, die einen an diesem, die anderen an jenem Tische ihr Frühstück einnahmen, hörte man draußen, auf dem Hausplatze, ein lautes Schelten. Es war die unsanfte Stimme des Wirthes, die sich vernehmen ließ, und man konnte deutlich die Worte verstehen: „Er Landstreicher, Er Schelm, Er Windmacher.“ Dazwischen hörte man die sanfte Stimme eines Mannes, deren Worte man jedoch nicht verstehen konnte.

„Was gibt es da draußen?“ fragte der reiche Gutsbesitzer, von dessen gestrigem Abenteuer wir oben berichteten, die Stubenmagd, welche so eben hereintrat. — Unwillig antwortete diese: „Der Wirth hier im Hause ist eben gar zu hart. Da ist gestern ein armer Student gekommen, der hat ein wenig Fleisch gegessen und hier übernachtet; jetzt, da er fortgehen will, bittet er den Wirth, ihm die Zeche zu borgen, denn sein Geld sei ihm ganz ausgegangen. Der Wirth aber, der freilich schon manchmal von Studenten angeführt worden ist, will vom Borgen nichts wissen, sondern den armen Menschen zwingen,

daß er seinen Rock da lassen und dafür eine alte, schmutzige, zerrissene Jacke nehmen soll, die einmal ein reisender Handwerksbursche hier gelassen hat."

Die Kinder des Gutsbesitzers waren indeß zur Thüre gegangen und hatten diese neugierig geöffnet. Ganz im Eifer kam die Tochter zu ihren Eltern gesprungen und rief aus: „Denken Sie, Vater, der junge Mensch, dem so eben der unfreundliche Wirth seinen Rock ausziehen will, ist der nämliche, welcher gestern unseren Wagen von dem Hinuntersturze über den Bergabhang gerettet hat." — „Weißt du es auch gewiß?" fragte der Vater, indem er eilig nach der Thüre hinging, und auch der Sohn bestätigte die Aussage der Schwester durch sein „Ja, er ist es."

Der arme Friedreich, denn um dessen grünen Rock handelte es sich, sah mit großem Schrecken mehrere Herren und Damen aus dem Nebenzimmer heraus und in seine Nähe kommen. Er war jetzt selber dem Wirthe behülflich, den Rock herunter und die schmutzige Jacke hinan zu ziehen, nur damit er so eilig als möglich aus dem Hause und aus seiner Schande hinauskäme. Schon wollte er, so flüchtig als gestern, mit einem Sprunge aus der offenen Hausthüre hinaussetzen, da rief ihm der Gutsbesitzer zu: „halten Sie, halten Sie," und zwei Karrenschieber, die so eben vor der Thüre standen, mochten denken, der arme Bursche habe noch sonst etwas verbrochen, sie verrannten ihm den Weg und schoben ihn wieder in die Hausflur hinein, wo er, von der Gluth der Schaamröthe übergossen, mit niedergesenktem Haupte, wie ein Verbrecher, der sein Urtheil erwartet, da stand.

„Für's Erste," sagte der Gutsbesitzer, „ersuche ich Sie, Herr Wirth, daß Sie auf der Stelle diesem Herrn die schmutzige Jacke ausziehen und ihm seinen Rock wieder

geben. Alles, was er Ihnen schuldig ist, das werde ich Ihnen bezahlen; der Herr ist mein Gast."

„Wenn's so ist," sagte der Wirth, „dann habe ich nichts dagegen;" er nahm die Jacke aus der Hand des Studenten, und gab diesem seinen Rock zurück, den derselbe mit einem innig dankbaren Blicke auf seinen edlen Wohlthäter anzog.

„Waren Sie es," fragte der Gutsbesitzer, „der gestern Nachmittag, als ein heftiger Blitz und Donnerschlag unsere Pferde scheu gemacht hatte, diesen in die Zügel fiel und uns so vor dem schweren Falle in einen Abgrund bewahrte?" — Friedreich, welcher kaum noch an diese Handlung der jugendlichen Entschlossenheit gedacht hatte, die sich ja nach seinem Bedünken von selbst verstand, antwortete ein bescheidenes „Ja," und der Postillon, der gestern den Wagen fuhr, sprach auch dazu und sagte: „Sie können sich darauf verlassen, es ist derselbe Mensch, der uns den Purzelbaum erspart hat; ich kenne ihn an seinem grünen Rocke, und hätte ihn schon gestern Abend drüben in der Gesindestube erkannt, wenn er da nicht ohne Rock, in Hemdärmeln, gesessen wäre."

Friedreich hatte sich indeß ein Herz gefaßt; er war zu dem vornehmen Herrn hingetreten, hatte seine Hand ergriffen und ihm mit Mienen und Worten, in denen sich sein ganzes kindliches Herz aussprach, für seine Güte gedankt.

„Wir sind noch nicht am Ende mit einander," sagte der Gutsbesitzer. „Ich muß Sie, mein lieber Freund, ersuchen, mit mir ein wenig herein zu treten in unser Zimmer."

Der schüchterne Bursche wäre gern um Vieles dieser Einladung überhoben gewesen. Er hatte nur selten mit

vornehmen Leuten zu thun gehabt, am wenigsten war er daran gewöhnt, in die Nähe von Damen zu kommen, und ihm bebte schon zu Hause jedesmal das Herz vor Furcht, wenn er einmal genöthigt war, mit der alten Frau Landrichterin zu sprechen. Und hier nöthigte man ihn sogar, sich an einen und denselben Tisch mit zwei Damen zu setzen, welche nach ihm hinsahen und auf jedes seiner Worte hörten.

„Sie sind," nahm der Gutsherr das Wort, „wie man mir gesagt hat, Student?"

„Noch bin ich," sagte Friedreich, „dieses nicht ganz, denn ich will erst so eben an die Universität Leipzig gehen."

„Wie mir scheint," sagte der Gutsherr, „sind Sie nicht aus unserem Lande; Ihr Dialect ist mehr der eines Schwaben. Wie kamen Sie dazu, gerade Leipzig für Ihre Studien zu wählen?"

„Ich habe dort," antwortete Friedreich treuherzig, „mein gutes Fortkommen, das ich anderswo nicht hätte. Denn ich kann mir für jede Privatstunde neun Kreuzer verdienen, und ein Freund in Leipzig will mir jede Woche 4 gute Groschen, das sind bei uns 18 Kreuzer, geben, womit ich mit Gottes Hülfe wohl auszukommen gedenke."

Der Gutsherr lächelte und fragte weiter: „wo sind Sie gebürtig?" — Friedreich sagte: „bei Kempten," und nannte das Dorf seiner Geburt.

Als der Herr diesen Ort nennen hörte, wurde er sehr aufmerksam und fragte: „kennen Sie auch an Ihrem Orte einen Schullehrer Lambert?" — „Der war mein Vater", antwortete Friedreich, „er ist mir aber schon vor vierzehn Jahren gestorben." — „Und wie heißt Ihre Mutter?" fragte der Herr, mit immer steigender Theilnahme. — „Meine Mutter heißt Gertraud," antwortete der Student, „und

diese, Gott Lob, lebt noch." — „Lebt auch der alte Pfarrer, Georg Schmid, noch?" — „Der ist," sprach Friedreich, „vor 6 Wochen gestorben."

„Seht", sprach der Gutsherr ganz gerührt zu seiner Frau und seinen Kindern, „dies ist der Sohn des guten Schullehrers Lambert und der frommen Gertraud, von denen ich euch schon so manchmal erzählt habe, daß ich in ihrem Hause fast drei Monate gefährlich krank gelegen, und da so liebevoll und aufmerksam verpflegt worden bin, als wäre ich bei meinen eigenen Geschwistern oder Eltern. Es sind nun fast dreißig Jahre her, daß dieses geschehen ist, und damals hatte das Lambert'sche Ehepaar kein Kind, dachte auch nicht daran, eines zu bekommen. Dieser junge Mensch da erinnert mich aber in seinem ganzen Wesen, in seinen Blicken, Mienen und in der Weise zu sprechen, so sehr an die fromme Gertraud, daß, wenn man mir ihn unter einer Schaar von hundert jungen Leuten hingestellt und gesagt hätte, einer unter diesen ist ein Sohn der Gertraud, ich ihn sogleich wollte herausgefunden haben. Und der alte Pfarrer Georg Schmid, Gott lohne es ihm in der Ewigkeit, hat an meiner Seele mehr gethan, als irgend ein anderer, jetzt lebender Mensch."

Dem Friedreich, als er Jemand in so liebevoller Weise von seinem seligen Herrn Pfarrer, von seinen Eltern, und besonders von seiner Mutter Gertraud sprechen hörte, trat sein ganzes Herz auf die Zunge. Er erzählte von seiner alten Mutter mit solcher Liebe und in so kindlichen Ausdrücken, daß die Dame und ihre junge Tochter sich gerührt die Thränen trockneten.

„Es ist schon längst angespannt," ließ der ungeduldige Postillon durch den Hausknecht hereinsagen.

„Mein junger Freund," sprach der Gutsherr zu dem

jetzt redselig werdenden Friedreich, „wir haben uns hoffentlich heute nicht das letzte Mal gesehen; ich gebe Ihnen hier die Adresse, unter der Sie mich in Leipzig finden werden. Wahrscheinlich kommen Sie eher dorthin als wir, da ich auf der Heimreise noch einen Freund zu besuchen gedenke, der nicht fern von Altenburg wohnt und bei diesem mehrere Tage verweilen werde. Gerne würde ich Sie einladen, in unserem Wagen Platz zu nehmen, wenn da überhaupt noch Raum wäre für eine Person außer uns. Aber auch Sie sollen von hier an bequemer reisen als bisher. Es ist mein Wunsch, daß Sie mit der Post oder auf irgend eine andere, Ihnen angenehme Weise nach Leipzig fahren, wo ich Sie, gleich nach Ihrer Ankunft, hier diese Karte an den Freund abzugeben bitte, dessen Namen und Hausnummer ich mit Bleistift auf die Rückseite geschrieben habe. Damit Sie unterwegs nicht in ähnliche Verlegenheit gerathen, als hier im Wirthshause auf dem Thüringer Walde, nehmen Sie dieses Reisegeld von einem alten Schuldner Ihrer Mutter Gertraud."

Bei diesen Worten drückte der Gutsherr dem Studenten einige Goldstücke in die Hand und war schon zur Thüre des Zimmers hinaus, ehe dieser die Worte zu seinem Danke gefunden hatte. Seine Gemahlin und Kinder folgten ihm eben so eilig, doch drückte der Sohn, ein kräftiges Mittelding zwischen Jüngling und Knaben, dem gutmüthigen Friedreich noch gar herzlich die Hand, und die Mutter, so wie die Tochter, eine lieblich aufblühende Jungfrau von noch nicht sechszehn vollen Jahren, nickten ihm einen freundlichen Abschiedsgruß zu.

Ehe wir von den Begegnissen des jetzt auf einmal goldreich gewordenen Studenten weiter berichten, wollen wir den Leser nur durch wenig Federstriche mit dem edlen

Gutsherrn bekannt machen, der von hier an in Friedreich's Geschichte so wichtig wird.

Herr von G** stammte aus einer nicht durch Geburt allein, sondern auch durch ihre Verdienste edlen Familie. Er war, durch den Tod seines Vaters, schon frühe in den freien Besitz eines nicht unansehnlichen Vermögens gekommen. Die Stellung eines jungen Herrn von Adel, welcher reich, äußerlich höchst einnehmend, dabei geistreich und so ausgebildet ist, wie dies in dem Alter von 23 Jahren nur selten gefunden wird, hat ihre großen Gefahren. Unser G** war ganz seinen Neigungen überlassen, und es war ein großes Glück für ihn, daß diese Neigungen von natürlich edler Art waren. Namentlich fühlte er sich von früher Jugend an sehr zur Tonkunst hingezogen. Bei seinem mehrjährigen Aufenthalte in dem schönen Dresden suchte er die Bekanntschaft des berühmten N**, eines Meisters der Tonkunst, und fand Zutritt, nicht nur in das Haus dieses trefflichen Mannes, sondern auch den Schlüssel zu seinem Herzen, so daß N** mit väterlicher Weisheit und Liebe die ersten Schritte des jungen Mannes in die große Welt bewachte und leitete.

Herr von G** stand in jenem Alter und auf jener Stufe des inneren, noch unbefriedigten Sehnens, wo das Herz ausgeht, wie der Zugvogel, wenn er im Herbste über Land und Meer fliegt, nach einem Etwas, das er noch nicht kennt, noch nicht gesehen hat, und von welchem ihm dennoch ein inneres Gefühl sagt, daß es irgendwo zu finden sein müsse. Es war Zweierlei, welches ihm fehlte, das Eine zur inneren, das Andere zur äußeren Feststellung und Befriedigung. Was das Erstere betraf, so hatte zwar der edle Jüngling eine moralisch gute Erziehung genossen, er hatte viel von Tugend und Frömmigkeit

gehört, niemals aber recht erfahren, was eigentlich Religion, d. h. ein Verbündniß sei, welches den Menschen so innig und nahe mit seinem Gott vereint, wie einen Mann mit seinem Freunde, den er sieht und hört, oder wie ein Kind mit seinem Vater, auf dessen Armen es getragen wird, dessen theures Haupt es mit seinen Händen erfaßt. Das Lehrgebäude der sogenannten Religion, welches man ihm in seiner früheren Jugend gegeben, glich einem Hause, welches scheinbar ganz fertig und innerlich wohlausgeschmückt ist, dem aber Das fehlt, wodurch es erst zu einer Behausung wird: ein lebendiger Bewohner; er wußte nicht Das, was selbst die Heiden in dem Dämmerlichte ihrer Erkenntnisse geahnt haben: daß der Mensch nur dem Gott im lebendigen Glauben und Liebe sich nahen könne, welcher sich herabgelassen zu ihm in das sichtbare Wesen, welcher in's Fleisch gekommen ist und an sich genommen hat die Natur des Menschen. Mit anderen Worten, der Glaube der Christen war dem Jünglinge nur, gleich der Mythologie der Griechen und Römer, vom Hörensagen bekannt, niemals aber in seiner göttlichen Majestät vor Augen gestellt worden; mitten in dem Wohlbehagen seines äußeren Glückes hatte er niemals ein Bedürfniß nach dem ihm unbekannten Kleinod empfunden; die Kräfte der Ewigkeit, die in demselben liegen, niemals selbst erfahren.

Dennoch unterschied sich der junge Herr von G** wesentlich in seiner Stellung zu christgläubigen Menschen von anderen sogenannt hochgebildeten Jünglingen seiner Gesinnung. Seine Lehrer waren wohlmeinende, ernstgesinnte Männer gewesen; aus ihrem Munde hatte er niemals Spöttereien oder gehässige Anschwärzungen jenes göttlich Höheren vernommen, dessen Kraft sie zwar noch nicht selbst erfahren, wohl aber an Anderen, in seinen

Früchten achten gelernt hatten. Auch er selber hatte, wo er ihnen begegnete, Achtung vor christgläubigen Menschen; ohne besonderen Anlaß suchte er jedoch niemals diese Begegnung auf, sondern vermied sie vielmehr. Zu dem Kapellmeister N** in Dresden hatte ihn die Freude an der Tonkunst hingezogen, die Einfachheit und liebenswürdige Persönlichkeit des Mannes hielt ihn an diesem fest und er unterwarf sich auch in solchen Dingen, welche nicht die Kunst, sondern das Leben, betrafen, gern und willig dem väterlichen Rathe und der Leitung des erfahrenen Freundes. In N**'s ganzem Wesen, so wie in seinem Hause, trat ihm allerdings jenes Leben des inneren Friedens und geistigen Vollgenusses, das aus dem Christenglauben erzeugt wird, näher vor Augen denn jemals, noch aber betrachtete er dasselbe mehr mit einer kalten Bewunderung, als mit jener Liebe, deren Kraft die Seele nicht ruhen läßt, bis sie selber auf's Suchen ausgeht und das Gesuchte findet.

Eines war dem Herrn von G** dennoch durch diesen Umgang gekommen: die innere Ueberzeugung, daß jene Menschen, deren Leben des Glaubens ihm Bewunderung abnöthigte, etwas besäßen, was nicht nur ein eben so klares, sicheres Licht auf die Welt des Erkennens und auf jeden Schritt ihres Lebens werfe, als das Licht der Aufklärung, auf das er sich bis dahin so viel zu gute gethan, sondern welches sogar solch' Licht noch übertreffe. Er hatte dieses nicht bei den unklaren Gefühlsmenschen gesucht, wofür er, auch bei aller Achtung vor denselben, die Christen hielt; indeß, so dachte er bei sich selber, macht wohl auch in diesem Stücke mein Freund N** eine, wo nicht einzige, doch seltene, Ausnahme; er hat die Welt gesehen, Menschen der verschiedensten Völkerschaften und

Bildungsstufen, so wie der religiösen Ueberzeugungen kennen gelernt. Auch mir liegt es jetzt ob, seinem Beispiele zu folgen: ich will Länder und Menschen sehen, und selber prüfen, so wie ein Tonkünstler den reinen Klang der Instrumente, welche religiöse Stimmung der Menschennatur die wohllautendste und beste, und dem Gedeihen ihrer Kräfte die dienlichste sei.

Der Zug, welcher unseren jungen Herrn von G** auf diese Weise hinaustrieb aus seinem bisherigen, ihm so angenehmen Kreise des Lebens, ward noch durch einen Sporn von anderer Art verstärkt. Namentlich in N**'s Hause hatte er das Glück des Familienlebens in seiner schönsten Blüthe kennen gelernt; der Rath, den ihm der Freund öfters, halb scherzend, halb ernst gab, sich doch auch eine treue Lebensgefährtin zu suchen, welche Freud' und Leid mit ihm theilen und ihm erfahren lassen könne, wie reich an Genüssen der besten Art der Besitz des eigenen Heerdes mache, fand tiefen Eingang zu dem Herzen des jungen Mannes. Auch hatte sich dieser oft und viel unter den edlen Töchtern des Landes umgesehen, ob eine darunter sei, von welcher sein Herz ihm sagte: „diese ist es;" aber weder die Schönheit der einen, noch die gepriesenen geistigen Vorzüge der anderen hatten ihn wahrhaft anzuziehen oder sein Herz festzuhalten vermocht. Noch wußte dieses vom Glück verwöhnte Herz selber nicht recht, was es wolle; noch war die Liebe zu dem eigenen Selbst zu stark, als daß neben ihrer Herrschaft eine andere Liebe hätte aufkommen können. Darum war der Jüngling in den Wahn gerathen, Das, was er suche, und was allein seine ganzen Neigungen befriedigen könne, sei nicht in der Nähe, sei nicht in diesem Lande zu finden; er müsse ausgehen in die Ferne, um dort es zu gewinnen.

An äußeren Mitteln zum Reisen fehlte es unserem jungen Adlichen nicht; seine Güter standen unter der Aufsicht eines einsichtsvollen, treuen Verwalters, der im Dienste seines Vaters grau geworden war. N** entließ den Jüngling mit liebevoll ernsten Worten der Warnung und Ermahnung, und gab ihm empfehlende Briefe an Freunde mit, deren er in den verschiedensten Ländern von Europa so viele und treffliche besaß.

Die ersten Ausflüge des jungen Freiherrn gingen nach den größeren Städten des nördlicheren Deutschlands und nach Dänemark; dann weilte er in London so lange, bis er dort mitten im Geräusche des großen Tummelplatzes der Völker und ihres Verkehres die nöthige Besinnung und Ruhe gefunden hatte, um das gewaltige Bild des Volkslebens, das sich ihm hier darbot, recht zu erfassen und zu verstehen. Annehmlicher, als der in London, erschien ihm sein Aufenthalt in der Hauptstadt von Frankreich. Dort hatte er sich wie auf einem unruhigen Meere gefühlt, dessen brausende Wogen der Sturmwind aufwühlt, hier wie auf den leichtbeweglichen Dünen eines Ufers, mit dessen tausendfältigen Grashalmen, so wie mit dessen flüssigem Sande, der Windhauch sein Spiel treibt. Dort sieht man gleichsam ganze Schiffe, mit deren Mannschaft sich keine nähere Bekanntschaft schließen läßt; hier auf den Dünen, auf den zahllosen Sandkörnern, wandeln einzelne Menschen, mit denen doch ein Wort zu sprechen ist. Vor Allem jedoch trieb ihn seine Neigung, welche durch N**'s fast tägliche Erzählungen noch sehr verstärkt war, zu dem schönen Lande der Künste, zu dem Blüthenzweige der europäischen Länder: nach Italien hin. In diesem, und zwar zunächst in Rom, verweilte er mehrere Jahre und ergötzte sich täglich von Neuem an den Herrlichkeiten der majestätisch

schönen Stadt. Auf einer seiner letzten Reisen über Neapel nach Sizilien und durch einzelne Gegenden dieser reichbegabten Insel hatte er sich ein Fieber zugezogen, das auch in Rom noch mit seinen Anfällen ihn heimsuchte. Ein deutscher Arzt, der erst seit Kurzem nach Italien gekommen war und dessen Behandlung Herr von S** sich anvertraute, hatte, wie es scheint, nicht die rechten Mittel zur Dämpfung des Uebels gefunden; die Krankheit wich nur dem Anscheine nach, sie war in eine beständige Kränklichkeit übergegangen, welche dem Leben Gefahr drohte. Da riethen andere Aerzte und alle Freunde dem jungen Deutschen, er solle der heißen Jahreszeit in Italien entfliehen und wenigstens einen Sommer hindurch in der Luft und Pflege seines Vaterlandes sich zu erholen suchen. Er folgte dem Rathe, und war schon über Mailand und durch einen Theil der Schweiz wieder heraus auf den deutschen Boden gekommen, da zog ihm ein Unfall, der unweit Kempten, in einer regnigten Nacht, seinen Wagen betraf, eine Erkältung und durch diese eine so heftige Erkrankung zu, daß er wohl fühlte, hier könne nur schleunige Pflege und Menschenhülfe ihn retten. Der Bediente hielt den Zügel der Pferde, der Postillon war in das benachbarte Dorf hinabgelaufen, um von dort Männer zu seinem Beistande herbeizurufen, es fand sich, bei so später Nacht, Keiner bereit, in den Sturm und Regen hinauszugehen, als der Schmied und der gutwillige Schulmeister des Ortes; ein Mann, der es für Christenpflicht hielt, da, wo Menschen in Noth geriethen, die Hülfe, so schwer das auch sein möge, nie zu versagen. Der Wagen war so weit wieder hergestellt, daß er zur Noth weiter geführt werden konnte, da befahl der Kranke, dessen Glieder der Fieberfrost durchschauerte, mit schwacher Stimme, man solle wieder um-

lenken nach dem nächsten Orte, und daselbst ein Obdach für ihn aufsuchen, unter welchem er einige Tage ruhen und sich erholen könne.

Der gutwillige Schulmeister, von welchem wir so eben sprachen, war kein anderer, als unseres Studenten Friedreich Vater, der alte Lambert.

Wo sollte man bei so später Nacht für einen kranken Menschen, der noch dazu durch seinen Stand an manche Bequemlichkeiten gewöhnt war, welche der Landmann leicht entbehrt, ein Unterkommen finden? Ein eigentliches Gasthaus gab es in dem Dorfe nicht, sondern nur eine sogenannte Schenke, in welcher die Vorüberreisenden am Tage einen Trunk und etwas Bauernkost, bei Nacht aber auf's Höchste eine Streu, in der dumpfigen Wirthsstube, finden konnten. Auch schliefen die Bewohner dieser Schenke schon seit mehreren Stunden. Da war der Schulmeister bald entschlossen. Er bot dem kranken Herrn ein Bett und Zimmer in seiner Wohnung an, und dieser machte gern von dem Anerbieten Gebrauch.

Die gute Mutter Gertraud hatte, während ihr lieber Mann außen war in dem Sturm und Regen, keine Ruhe gehabt. Das Feuer im Ofen brannte, das Wasser war zum Kochen gebracht, um dem Hausvater, wenn er käme, je nach Bedürfniß einen kräftigen Hollunderthee oder Kaffee zu bereiten. Sie schaute, aus dem geöffneten Fenster, unverwandt hinaus nach dem Hügel, über den die Straße hinführte, und lauschte, mitten im Plätschern des Regens und im Sausen des Windes, auf jeden Laut, der etwa die Annäherung ihres Lambert ankündigen könnte. Da kam ein Wagen in's Dorf und bald an ihr Haus hin, und ihr Mann, mit Hülfe des Bedienten und des Postillons,

brachte einen Kranken, mehr getragen als geführt, herein in's Zimmer.

In bessere Hände hätte der hülfsbedürftige junge Mann nicht kommen können, als die waren, welche er hier in der Schullehrerwohnung fand. Er bemerkte freilich nicht viel von Dem, was mit ihm vorging, denn ihn hatte die Betäubung des Fiebers ergriffen; der Bediente entkleidete ihn, und man legte ihn in das beste Bett, das im Hause zu finden war. Noch in der Nacht war der alte Lambert, so sehr ihm die Ruhe noth gethan hätte, hineingelaufen nach der nahen Stadt Kempten und hatte von da den Doctor geholt, der nach besten Kräften seine ärztlichen Anordnungen traf.

Herr von G** hatte sich selber, als ihm jetzt das volle Gefühl seines Zustandes zurückkehrte, noch niemals so krank und so leidend geschienen, als diesmal; er dachte sich in jenen Stunden, die ihn zum klaren Bewußtsein kommen ließen, öfters den ernsten Gedanken des Todes. Im Anblicke dieses vermeintlich nahen Königs der Schrecken war ihm nicht wohl zu Muthe; sein gewöhnlicher Gleichmuth verließ ihn, weil dieser Gleichmuth bei ihm nicht mehr, wie bei vielen Anderen, ein gedankenloser Leichtsinn oder sogenannte philosophische Selbsttäuschung war, sondern aus jenem Mittelzustande des Erkennens hervorging, in welchem sich, wie in manchen Träumen, schon das Wahre mit dem Falschen vermischt. Was war es, so dachte er oft, das er bei all' seinem Herumjagen nach den Genüssen, selbst den edelsten der Sinne, und nach vermeintlicher Bereicherung seiner Kenntnisse, gefunden hatte? Dieser Reichthum, das fühlte er jetzt, war kein rechter; die Güter, die er umfaßte, sind dennoch von wandelbarer Natur; sie selber gehen nicht mit uns hinüber in ein bes-

seres Sein der Ewigkeit, vor welchem kein Ansehen des äußeren Scheines, kein Flitterglanz unserer Menschenwerke gilt. Wenn ihn zuweilen die innere Unruhe befiel, da gewährte es ihm eine ganz eigene Linderung, wenn er das fromme Ehepaar, unter dessen Dach er lebte, in seinem wahrhaft seligen, häuslichen Frieden und seinem stillen Wirken betrachtete. Es war ihm dann wie Einem, den der Schwindel beim Hinabschauen vom Geländer eines Thurmes ergriffen hat, wenn er hinter sich sieht in das Innere des festen Gebäudes, auf welchem das Geländer sicher gegründet steht.

„Wie würde es Dir zu Muthe sein," fragte er eines Tages die Mutter Gertraud, als diese mit ihrem engelsguten, immer heiteren Gesichte seinem Lager nahte, um ihm seine Arznei zu bringen, „wenn Du auf einmal vom lieben Gott abgefordert würdest aus dem Leben?"

„Es sollte mir wohl recht leid thun," antwortete Gertraud, „von meinem lieben Lambert zu scheiden, und zudem habe ich's so gut auf der Welt, daß es mir gar wohl da gefällt. Aber ich wüßte ja immer dabei, wer mich abfordern thäte. Das ist der liebe Gott, der mir nichts gethan hat noch thut, als nur lauter Gutes, darum ging ich doch gern zu Ihm, und ich möchte am Ende sagen, ich ginge fast lieber fort, als ich da wäre auf der Welt. Käme mir doch auch mein Lambert über kurz oder über lang nach und wir blieben darnach immer beisammen."

„Aber," so fragte der Kranke weiter, „wie kann man denn das wissen, daß man nach dem Tode zum lieben Gott kommen werde?"

„Wenn man ihn," antwortete Gertraud, „lieb gehabt hat von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe, und seinen Nächsten als sich selbst. Denn

nach Dem, das man recht lieb hat, zieht es einen hin, und die Seele, wenn der Leib von ihr weg ist, hat Flügel, da macht sie sich geschwind auf, um nach Dem zu suchen, was sie lieb hat."

„Meinest Du wohl," sprach der Kranke, „daß ich, wenn ich jetzt stürbe, auch zu Gott kommen, daß ich selig werden würde? Sieh', ich habe immer das Laster vermieden, und habe vielen Menschen Gutes gethan."

„Darüber," sagte Gertrud, „wüßte ich mich nicht recht auszudrücken. Aber unser frommer, alter Herr Pfarrer könnte das wohl, und dieser ist auch ein gar tröstlicher und unterhaltender Mann für Kranke und Bekümmerte, darum sollten Sie ihn wohl kennen lernen. Wenn ich's ihm sagte, er würde gewiß recht gern zu Ihnen kommen."

Dem kranken Herrn war der Rath der guten Gertraud nicht zuwider. In solchen Stunden, in denen er sich leiblich wohler und erleichtert fühlte, sehnte er sich ohnehin nach Unterhaltung; er ließ den Georg Schmid zu sich kommen. Dieser ehrwürdige Geistliche war allerdings, wie dies Mutter Gertraud vorausgesagt hatte, der rechte Mann für das Krankenbett, denn er brachte an dieses seinen inneren Frieden und die Freudigkeit seines glaubensvollen Herzens mit, welche Gaben sich unvermerkt auch den Kranken mittheilten; überdieß war er theilnehmend und weichen Herzens, so daß er mit den Betrübten betrübt, mit den Fröhlichen von Herzen fröhlich sein konnte. Auch er hatte in seinen jüngeren Jahren mehrere Reisen gemacht und Vieles gesehen wie erfahren, namentlich war er in Italien gewesen. Dieses gab gleich von Anfang manchen Anknüpfungspunkt für die Unterhaltungen. Doch war es nicht der unterhaltende und äußerlich erheiternde

Inhalt der Gespräche des guten Georg Schmid, aus welchem unser Kranker den bedeutendsten Gewinn zog.

Herr von G** hatte gleich in der ersten Stunde, als der gute Pfarrer an sein Bette trat, eine gewisse Aehnlichkeit zwischen diesem und seinem väterlichen Freunde N** in Dresden bemerkt. Vielleicht mag wirklich auch äußerlich eine solche Aehnlichkeit vorhanden gewesen sein, wäre dies aber auch nicht gewesen, so war doch wenigstens eine innerliche da. Georg Schmid fand sich im vollsten Besitze desselben Kleinods, durch das auch N** so froh und glücklich war; eines Kleinods, welches ungleich besser ist als der Stein der Weisen, welchen die Alchymisten suchten, weil es seinem Besitzer nicht nur ein langes Leben der Erdentage, sondern ein Leben der Ewigkeit, nicht ein Gold, das die Diebe rauben können, sondern Schätze, die nie vergehen, niemals geraubt werden können, verleiht.

Er, der das Ohr schuf und das Licht des Auges gab, ist es auch, der dem Menschen das Ohr aufthut, die Worte des Lebens zu hören und zu verstehen, Er ist es, der ihm die inneren Augen öffnet, um Das, was da wahrhaft ist und bleibt, zu sehen und zu erkennen. Die Seele hört öfters nicht die Stimme, welche ihr zuruft, vor dem lauten Getöse, das die Geschäfte, das die Angelegenheiten der Welt in ihr und um sie her anrichten; da führt sie der Herr des Hauses an einen Ort, wo es ganz stille um sie her ist, daß sie nun jeden leisen Ruf seiner Stimme vernehmen kann. Sie sah die Sternenschrift der ewigen Wahrheit nicht, welche über ihr am Himmel stand, vor dem flimmernden Scheine ihres selbst angezündeten Talglichtes; da löscht ihr der Hausherr das eigene Licht aus; es wird auf einmal dunkle Nacht um sie, zugleich aber

sieht und liest sie nun auch die Sternenschrift über ihr, am Himmel. Beides, die heilsame Stille und das wohlthätige Dunkel kommen über den Menschen auf einem so gesegneten Krankenbette, wie das unseres von G** war. Jahre lang war er vor der Stimme, die zu ihm reden wollte, geflohen, er war ihr von einem Lande in's andere, von einer großen, schönen Stadt, von einer Ergötzung der Sinne zur anderen entlaufen, jetzt auf einmal hielt ihn die Hand des Rufenden in dem engen Zimmer eines kleinen, unansehnlichen Dorfes fest; er mußte still sitzen und hören, was der Rufer ihm sagte.

Der Gedanke des Todes und der Ewigkeit, der hier mit der Kraft eines Gewappneten die Seele unseres Kranken erfaßt hatte, und zugleich vielleicht eine eigenthümliche Wirkung seines äußeren Leidens, auf Leib und Seele selber, hatten ihn weicher und empfänglicher gemacht für die Worte der ernsten und doch auch so tröstlichen Gotteswahrheit, welche Georg Schmid zu ihm sprach; wir dürfen die Tage des Aufenthaltes des Herrn von G** in dem Hause des Schullehrers Lambert als solche betrachten, in denen jener der Wahrheit bis dahin so nahe und zugleich auch so fern stehende Mann zu der kindlichen Einfalt des Christenglaubens hindurch drang, und mit diesem zugleich einen Frieden fand, den er bis dahin nie gekannt hatte.

Die eigentliche Krankheit war nach einem Monate vorüber, aber die Kräfte des Wiedergenesenden fanden sich noch lange nicht ein. Er war hierüber nicht ungeduldig; er fühlte sich in dem kleinen Dörflein und in dem Hause des guten Schullehrers Lambert, so wie seiner frommen Gertraud, so wohl und so heimathlich, daß er sich leicht hätte entschließen können, seine Hütte für immer hier auf-

zuschlagen, wenn ihm nicht ein anderes Tagwerk wäre bestimmt gewesen. Wie grün und lachend kamen ihm, als er wieder vor der Hüttenthüre sitzen konnte, die Hügel und Waldungen, Wiesen und Felder vor. Ihm dünkte es, so schön hätte er sie noch niemals gesehen; für ihn hatte das Buch der Werke Gottes nicht bloß durch jene höhere Empfänglichkeit, die einem wiedergenesenen Auge eigenthümlich ist, sondern vor Allem dadurch einen ganz neuen, höheren Reiz bekommen, daß seiner Seele der Werkmeister selber, wie ein Freund seinem Freunde, näher getreten und in sein Herz gekommen war.

Der Abschied von der Heimath hatte dem Herrn von G** bei weitem nicht so wehe gethan, als der Abschied von dem guten Lambert'schen Ehepaare, von seinem lieben Vater (so nannte er ihn), dem Georg Schmid, und von dem kleinen Dörfchen, in welchem ihm aus Leiden der Zeit Freuden der Ewigkeit erwachsen waren. Der kalte, nächtliche Regenguß, der ihn dort auf der Höhe überfallen und den Ausbruch der Krankheit, deren Keim doch schon in ihm lag, beschleunigt hatte, erschien ihm jetzt als ein gesegneter Sendbote Dessen, der seine Engel machet zu Feuerflammen und zu Sturmwinden. Er drang vor seiner Abreise der Frau Gertraud eine reichliche Belohnung für ihre Pflege auf, und diese Gabe war es, für welche die gute Frau in ihrem späteren Wittwenstande die kleine Hütte kaufte, worin sie mit ihrem Friedreich gelebt hatte.

Ein Gut von jenen beiden, welche unserem Reisenden, als er noch in der Heimath war, gefehlt hatten, und zwar das hauptsächlichste von beiden, hatte er gefunden. Er hatte dasselbe nicht in fernen, fremden Landen, nicht in einer weltberühmten Stadt, sondern in einem kleinen Dörflein seines deutschen Vaterlandes erlangt. Auch das

andere jener beiden Güter, deren Besitz er vermißte, sollte er finden, und zwar da, wo er es am wenigsten erwartet hatte: ganz in der Nachbarschaft des Ortes seiner Geburt.

Wir erwähnten schon früher, daß Herr von G**, ehe die große Veränderung mit ihm vorgegangen war, von der wir so eben berichteten, zwar niemals ein Spötter und gehässiger Verächter des Christenglaubens und seiner Anhänger war, daß er aber Menschen von solcher Richtung nicht aufsuchte, vielmehr ihnen aus dem Wege ging, wo er ohne Anstoß dies konnte. Dies war der Grund gewesen, weshalb er der Annäherung an eine adliche Familie, die in der Nähe seiner Güter ihre Besitzungen hatte, ausgewichen war, denn von dieser Familie war es allgemein bekannt, daß sie zu den wenigen Familien ihres Standes und Vaterlandes gehörte, die noch treu an der Wahrheit und Zucht des alten Christenglaubens hielten. Jetzt, nach der Rückkehr in das Vaterland, hatte das früher gehegte Vorurtheil ihn verlassen, ja der vormalige Widerwille war in ein Bedürfniß übergegangen, Seelen von jener Art aufzusuchen. Deshalb ergriff auch Herr von G** die erste gute Gelegenheit, um dem Gutsnachbar zuzusprechen, der ihm, dies hoffte er, jetzt noch mehr als ein bloßer guter Nachbar, der ihm ein theurer, christlicher Freund, und nach dem Vorzuge, welchen demselben das reifere Alter gab, ein Rathgeber und Führer werden sollte.

Er fand mehr, als er erwartet hatte; er fand in dem früher so verkannten und vermiedenen Nachbar nach wenig Monaten einen theuren, lieben Schwiegervater. Das, was er vergeblich in den bunten, glänzenden Kreisen der Hauptstädte und auf den jungfräulichen Blüthenfeldern der Fremde gesucht hatte, das war ganz in seiner Nach-

barschaft, in einem vor den Augen der großen Welt verborgenen Felde heraufgewachsen: ein Blümlein, genährt vom Thau des Himmels, gezeitigt durch den Strahl, der von oben kommt. Die einzige Tochter seines Gutsnachbars war es, von welcher ihm sein Herz, gleich bei der ersten Bekanntschaft, es sagte: „diese ist es, und keine andere." Die beiden Eltern hatten bald erkannt, daß der junge Mann, der um die Liebe ihres Kindes warb, mit ihnen auf demselben Grunde des inneren Friedens ruhe, auf dem allein auch das Heil des Hauses, das Glück der Ehe erbaut werden kann. Sie gaben freudig ihre Zustimmung zu der bald erwachenden, innigen Zuneigung ihrer Tochter, welche noch vor dem Schlusse des für unseren G** so bedeutungsvollen Jahres aus einer glücklichen Braut die noch glücklichere Gemahlin desselben wurde.

Dieses sind die Hauptumrisse der Geschichte des Gutsherrn und seiner Gemahlin, mit denen unser Student Friedreich in einem für sie, wie für ihn, gleich glücklichen Momente zusammengetroffen war. Es ist aber nun Zeit, daß wir uns wieder nach ihm selber, der Hauptperson unserer Erzählung, nach Friedreich, umsehen.

Dieser stand noch stumm und staunend auf der Hausflur, als die Familie, die ihn so mit Wohlthaten überhäuft hatte, schon im Wagen saß und unter lautem Klange des Posthornes dahin fuhr. Noch hielt er die beiden großen Goldstücke in der Hand, er warf jetzt einen Blick darauf, dergleichen Münze hatte er noch nicht gesehen, bescheiden fragte er einen neben ihm stehenden Mann, ob solches Geld wohl hier gewöhnlich sei? — „Man führt es wohl auch," sagte der dienstwillige Wirth, „jedoch nur selten, darum will ich Ihnen Silbergeld dafür geben, das nimmt man überall. — Einer der Gäste des vornehmen

Zimmers, der sich noch verspätet hatte und so eben herausgetreten war, um auf's Pferd zu steigen, kannte den Wirth und die Art seiner Dienstfertigkeit; mit einem unwilligen Blicke auf denselben sprach er: „Gold kann man am besten in der Stadt umwechseln und wird da nicht betrogen.“ „Lesen Sie,“ sagte er zu Friedreich, indem er ihm eines der Goldstücke aus der Hand nahm, „was hier steht; es steht da 10 Thaler, was nach Ihrem Reichsgelde 18 Gulden ausmacht. Da man aber auf Goldstücke immer ein Aufgeld bezahlt oder empfängt, dürfen Sie ein solches Stück nicht unter 10 Thaler 12 Groschen, oder nach Ihrem Gelde unter nahe 19 Gulden rheinisch, hingeben, und eher werden Sie mehr als weniger dafür bekommen.“ Hiermit gab der freundliche Mann dem Studenten das Geldstück zurück und schwang sich grüßend auf sein Pferd.

Wie hatte sich jetzt für Friedreich die Scenerie im Gasthause der Waldhütte so ganz geändert. Höflich trat der Wirth zu ihm hin und fragte, ob der Herr nicht hier in's gute Zimmer hineintreten und eine Schaale Kaffee, oder was sonst ihm beliebe, zum Frühstücke nehmen möge, auch könne er bei ihm billig eine Fuhre nach Arnstadt haben, denn zum Gehen sei der Weg vom gestrigen Regenwetter gar schlecht. Der Hausknecht trat herbei und erbot sich, dem Herrn die Stiefel zu putzen; der Wetzsteinhändler, der so eben auch mit seinem Schubkarren zum Hause hinausfuhr, nahm von dem „Junker“ einen unterthänigen Abschied. Friedreich aber dankte für alle Anerbietungen des Wirthes und seiner Leute, nahm freundlich, denn er dachte nur des Guten, das ihm in diesem Hause geschehen war, Abschied, und eilte, denn sein Wohlthäter Herr von G** hatte Alles für ihn bezahlt, hinaus auf die Straße nach Arnstadt.

Die Frühlingssonne schien lieblich in den neu ausschlagenden Laubwald herein; aus den dunklen Zweigen der Tannen sang die Drossel ihr Morgenlied und dazwischen tönte der muntere Schlag der Finken; Friedreich schritt, wie in einen süßen Traum verloren, rasch durch das Dickig. Seine Gedanken waren bei der lieben Mutter Gertraud. Zwei mal 19, das sind 38 Gulden, so dachte er, o könnte ich die doch meiner guten Mutter bringen, daß die sich auch einmal ein Gutes thäte. Hat sie mir doch all' ihr erspartes Geld, bis auf den letzten Kreuzer, gegeben und nun hat sie nichts.

Doch mitten in dem wehmüthigen Nachsinnen und den bittersüßen Gefühlen des Heimwehes stieg auch immer die Freude wieder auf über das viele Geld, das er besaß. Nun darf ich mich schon alle Tage satt essen, dachte er, und brauche gar keine Sorge mehr zu haben. Aber eines von den Goldstücken, das hebe ich auf für meine Mutter Gertraud, und wenn ein Bote von Leipzig oder auch schon von Arnstadt nach Kempten geht, da schicke ich ihr es.

Als er einige Stunden gegangen war, da regte sich in seinem kräftigen, jungen Magen der Hunger. Er hätte sich gern in einer Schenke, die am Wege lag, um einige Pfennige Brod gekauft, aber außer den Goldstücken hatte er gar nichts bei sich und von diesen hatte ihm jener Herr im Wirthshause gesagt, daß er sie in der Stadt auswechseln müsse.

Endlich war Arnstadt erreicht und der Nadler, bei welchem der Landsmann Wastel als Geselle stand, bald erfragt. Die beiden Kemptner, als sie sich wieder sahen, schüttelten sich treuherzig und vergnügt die Hand und das Erste, was nach den Begrüßungen Friedreich dem Landsmanne mittheilte, war das Anliegen seines Hungers. Da-

für war bald gesorgt, und schon während des Frühstückes erfuhr Wastel, welches unvermuthete Glück seinem Freunde heute begegnet sei. „Eines von den beiden Geldstücken, sagte Friedreich, möchte ich gern meiner Mutter Gertraud schicken; wenn ich nur wüßte, daß von Arnstadt ein Bote nach Kempten ginge, ich thäte es gleich noch heute."

„Eines ordinären Boten," sagte lächelnd der schon welterfahrenere Wastel, „bedarf es da nicht, Kind. Du schreibst einen Brief an Deine Mutter, in den packt man das Geld hinein, siegelt es zu und gibt es auf die Post, da kommt es ganz sicher bis nach Kempten. Mein Meister schickt auf diese Art oftmals Geld nach Nürnberg und sogar nach Augsburg, wofür er Drahtsaiten und andere Waaren erhält, und das ist zuweilen viel mehr als zehn Thaler. Komm' du nur hinauf in meine Kammer, ich geb' Dir, was du brauchst, da schreib' Deinen Brief, dann siegeln wir ihn zu und tragen ihn zusammen auf die Post."

Freudig, als wenn er das Geld schon in der Hand der lieben Mutter Gertraud sähe, befolgte Friedreich den Rath seines Freundes und schrieb folgenden Brief.

Meine liebste Mutter.

„Als ich oben auf die Anhöhe kam, wo der Weg nach Memmingen darüber hingeht, da dachte ich, ich möchte gleich wieder umkehren. Denn wenn ich in Kempten, so lang ich auf der Schule war, nur ein wenig den Berg hinan ging, da konnte ich meiner lieben Mutter Haus sehen, und ich konnte im Sommer alle Wochen etliche Mal zu ihr hinausgehen und meine liebe Mutter kam auch zu mir herein in die Stadt. Nun aber, da ich dort oben auf der Höhe war, da dachte ich, wenn ich da hinuntergehe, da werde ich unser Haus gar nicht mehr sehen und

meine Mutter auch auf lange, lange Zeit nicht, und ich bin doch nirgends in der Welt so gerne, als bei ihr daheim, und wenn das Studiren nicht wäre, da wäre ich niemals von ihr fortgegangen."

„Liebste Mutter, ich danke Ihr, daß Sie mich immer so lieb gehabt und so christlich erzogen hat. Ich will auch fromm bleiben und niemals in eine Sünde willigen."

„Als es Abend war, da mußte ich noch durch einen finsteren Wald gehen und dann in einer Schenke einkehren, wo recht viele fremde Männer drinnen saßen. Da war mir's bange. Ich aber dachte: ist es doch so, wie meine Mutter gesagt hat, unser lieber Herr Gott ist überall bei uns, bei Tag und bei Nacht: wenn wir zu ihm beten, hört er uns. Ich habe auch immer auf der Reise gebetet, war aber freilich manchmal nicht recht andächtig dabei, denn ich war am Abende immer recht müde und schläfrig. Bin auch an den Sonntagen, wie am neulichen Feiertag, immer in die Kirche gegangen."

„Am anderen Tage war ich schon getroster, und so bin ich alle Tage getroster geworden, denn ich habe doch gesehen, daß mir nichts zu leide geschieht, und wenn der liebe Gott bei uns ist und mit uns wandert, da sind wir ja überall wohl verwahrt."

„Meine liebste Mutter hat mir ihr ganzes Spargeld gegeben und gar nichts für sich behalten, das hat mir manchmal wehe gethan, wenn ich daran dachte, und wenn ich in den Wirthshäusern so viel verzehrt hatte. Zu Memmingen ließ ich mir, weil's Sonntag war, ein Stücklein Wurst zum Brod und ein Glas Bier geben, dafür habe ich müssen 12 Kreuzer bezahlen, in unserem Dorfe hätte ich's um 7 Kreuzer haben können. Bei einer Müllerin, wo ich mir Brod kaufte, habe ich umsonst drei Dampfnu-

deln und dazu süße Hutzeln bekommen. Liebste Mutter, wie gern hätte ich alles Gute, das ich genoß, mit Ihr theilen, oder es Ihr ganz geben mögen; ich hätte lieber wollen mein trocken Brod essen."

„Ueber Dinkelsbühl draußen vor dem Thore fragte ich einen Mann, wo der Weg nach Leipzig hinginge; dieser wußte es nicht. Ein Fuhrknecht aber wußte es, und dieser sagte mir auch, daß man von dort aus noch 6 bis 7 Tage bis nach Leipzig zu gehen habe. Da erschrak ich sehr, denn ich war erst 4 Tage weit von uns weg bis dorthin gegangen und mein Geld war schon aufgegangen bis auf 37 Kreuzer. Denn ich habe in der ersten Zeit gar zu viel aufgehen lassen. Da ich gestern Abend in's Wirthshaus kam, habe ich mir Kalbsbraten geben lassen und hatte doch kein Geld dazu. Meine liebe Mutter wolle mir das vergeben, ich will es niemals wieder thun, ich dachte, der Wirth werde mir borgen. Da wollte mir der Wirth heute Morgen den neuen grünen Rock nehmen, den mir die Frau Landrichterin aus einem alten Jagdkleide ihres Mannes hat machen lassen. Aber da kam ein Herr zu dem Zimmer heraus, welcher Herr von G** heißt, und, wie er mir erzählt hat, vor fast 30 Jahren einmal im Hause meiner lieben Eltern krank gelegen ist, dieser hat für mich bezahlt und hat mir noch dazu zwei schöne Goldstücke geschenkt. Ich dachte gleich: davon willst du eines deiner lieben Mutter schicken, und die soll doch ja keine Noth leiden, weil ihr Friedreich ihr so viel gekostet hat, sondern soll sich etwas zu Gute thun. In Leipzig will ich mir schon auch brav Geld mit Stundengeben verdienen."

„Liebste Mutter, ich bin nun da in Arnstadt, wo der Wastel, der Krämerssohn, wohnt, der mit mir in

die Schule gegangen ist. Der Wastel ist recht gut gegen mich gewesen. Von Arnstadt habe ich noch etwa 3 Tage bis Leipzig zu marschiren."

„Meine liebste Mutter, Gott vergelte Ihr all' das Gute, was Sie an mir gethan hat, in Zeit und in Ewigkeit. Es ist etwas Großes, was eine Mutter an ihrem Kinde thut, und ich habe solche Liebe noch überall nicht um Sie verdient. Und so ich Sie betrübt habe mit meinem Ungehorsam und meinen vielen Jugendsünden, so vergebe Sie mir das, ich wollte, ich hätte es niemals gethan, und wenn ich's könnte, möchte ich's gerne wieder gut machen. Ich habe doch niemand Lieberes auf der Welt, als Sie mir ist."

„Die Frau Landrichterin wolle Sie recht höflich schön von mir begrüßen; Gott wird für Alles Gute, das dieselbe an mir gethan, der Vergelter sein."

„Ich weiß, meine liebe Mutter wird für mich beten und ich thue es auch für sie."

Ihr recht dankbarer Sohn

Friedreich Lambert.

Obgleich von da an, wo der Student Friedreich seinen Brief mit dem schönen Goldstücke auf die Post getragen und sich, auf seines weltklugen Freundes Rath, einen Postschein dafür hatte geben lassen, bis zu dem Tage, wo er die Antwort seiner Mutter Gertraud nach Leipzig erhielt, fast vier Wochen vergingen, lassen wir dennoch diese Antwort, nach Verbesserung mancher kleinen Schreibfehler, gleich hier folgen.

Mein lieber Sohn Friedreich.

„Es lebt ja der alte Gott noch und der hat Dich auf Deinem Wege behütet und versorgt, und wird Dich auch ferner behüten und versorgen."

„Das Mutterherz wollte mir wohl bald brechen, da mein einziges, liebes Kind so weit von mir fortgegangen war: und da der Sonntag kam, wo Du sonst immer, auch von Kempten aus, zu mir gekommen bist, da mußte ich den ganzen Tag satt weinen. Es ist ja doch nur um ein Kleines, da sind wir mit einander in der Ewigkeit, wo es kein Scheiden und keine Thränen mehr gibt, und wenn mein Kind nur immer in der Furcht und Gnade Gottes bleibt, da ist es schon Alles gut."

„Als Dein Brief kam, mein lieber Sohn, mit dem vielen Geld, da ging mir es, wie's von dem Altvater Jacob heißt, da er erkannte, daß sein Sohn Joseph lebe, mein Herz wurde in mir ganz lebendig. Aber nicht wegen des Geldes, mein lieber Friedreich, sondern wegen „Deines Briefes, über den ich viele Mutterthränen vor Freude geweint habe. Denn ich sehe, Du bist bei der rechten Hand Deines Gottes geblieben, hoffe auch getrost, Du wirst es ferner bleiben, dann wird es Dir an keinem Guten fehlen."

„Das Geld soll schon für mich und andere Christenmenschen ein guter Nothpfennig bleiben. Ich habe es schon wechseln lassen und auch einigen Gebrauch davon gemacht, wobei ich meinem Friedreich Gottes reichen Segen gewünscht habe. Auf den Herrn von G** kann ich mich noch wohl besinnen, es war ein gar guter Herr. Gott vergelte ihm die große Wohlthat, die er Dir erzeigt hat."

„Die Frau Landrichterin hat sich sehr gefreut über Deinen schönen Gruß. Sie läßt Dir sagen, Du sollst nur in Leipzig recht fleißig sein, dann könntest Du mit Gottes Hülfe wohl einmal eine Schreiberstelle bei'm Landgericht bekommen, auch wohl mit der Zeit Assessor werden,

wo Du Deine 600 Gulden jährlich hast und Dein Leben lang gut versorgt bist. Nun, Gott wird das Alles wohl machen."

„Mein lieber Friedreich, ich denke freilich manchmal, daß ich kaum ohne Dich bleiben kann, aber das Mutterherz mag schweigen, ich weiß, Du bist auf gutem Wege und wir kommen doch wieder einmal zusammen. Nun, Gott segne und behüte Dich, Du mein einziges Kind, an dem mein Herz seine Freude hat, Er führe Dich auf ebener Bahn."

Deine getreue Mutter

Gertraud.

Als die beiden Landsleute von der Post wieder nach Hause kamen, da nahmen sie Friedreich's Weiterreise nach Leipzig in Ueberlegung. Der erfahrene Wastel sagte: „Du hast jetzt so viel Geld, und der Herr von G** hat Dir's dazu gegeben, daß Du mit der Post fahren sollst, weil er Dich doch vielleicht in Leipzig noch gern einmal sehen möchte, wohin Du zu Fuße noch gar so lang gebrauchst. Mit der Post ist's aber sehr theuer, und ich würde Dir lieber rathen, daß Du morgen früh mit dem Schnellwagen führest, mit welchem mehrere Leute von hier, auch mein Meister, nach Naumburg reisen. Der Schnellwagen geht zwar langsamer als die Post, aber es fährt sich gut darauf, denn es sind die Bretter, worauf man sitzt, mit Stricken an die Leitern des Wagens gebunden, so daß man jetzt nicht mehr so viel darauf herumgeschnellt wird wie sonst, und wenn es regnen sollte, läßt Dich schon Einer unter seinen Regenschirm mit unterkriechen. Du bist doch einmal Student und hast Geld, was solltest Du da wie ein Handwerksbursche reisen."

So wohl und glückselig hatte sich Friedreich noch auf

seiner ganzen, großen Reise nicht gefühlt, als heute, wo er in dem freundlich gelegenen Arnstadt seinen halben Rasttag hielt. Was ihn so fröhlich und überglücklich machte, das war der Gedanke, daß die gute Mutter Gertraud jetzt auf einmal so viel Geld bekommen sollte. Er rechnete mit Wastel die Tage aus, nach deren Verlauf der Brief in Kempten sein könnte; er dachte sich der Mutter Freude darüber; es war zum ersten Male in seinem Leben, daß er die Seligkeit des Gebens empfand.

Heute ließ er es freilich auch einmal seinem Leibe zu gute kommen, daß er so reich war. Das Goldstück war, durch des guten Wastels Bemühung, so vortheilhaft als nur immer möglich umgewechselt; Friedreich's lederner Beutel, der auf so große Einquartirung nicht eingerichtet war, konnte die Summe des Silbergeldes kaum fassen. Da ließ sich's denn am Nachmittag Friedreich nicht nehmen, Wastel mußte sein Gast sein, und die Beiden ließen es sich, nach ihrer genügsamen Weise, so wohl sein, wie es ihnen noch selten in ihrem Leben gewesen war. Sie fanden sich beide in jenem Alter und in jener Stimmung des gegenseitigen Wohlwollens, worin sich jeder Bissen Brodes, jeder Trunk Milch in ein „Göttermahl" verklärt und verwandelt, dessen erheiternde Kräfte Leib und Seele durchdringen.

Auch die Reise in dem Schnellwagen, welche Friedreich am anderen Morgen antrat, gewährte diesem einen ganz neuen Genuß. Es war zum ersten Male in seinem Leben, daß er einen weiteren Weg nicht zu Fuß, sondern zu Wagen machte. Denn obgleich ihm die Nachbarn und Gefreundte seiner Eltern in seinen Kinderjahren zuweilen das Vergnügen gemacht hatten, ihn auf einen Heu- oder Kornwagen zu setzen, waren solche Fahrten doch immer

nur von dem Acker oder der Wiese nach der nahen Scheuer gegangen, und dabei zogen auch die Ochsen gar langsam Schritt vor Schritt. Diesmal aber war es ein mit Pferden bespannter Leiterwagen, auf welchem die Fahrt vor sich ging, und ihm hatten die 14 Bürger und Landleute, welche mit auf dem Schnellwagen saßen, einen Ehrenplatz, in der Mitte des Wagens, eingeräumt, auf dem es nicht so stark schnellte, wie auf den Brettersitzen, die nahe bei oder über den Rädern angebracht waren.

Ueberhaupt widerfuhr dem Friedreich an diesem Tage so viel Ehre, als ihm noch niemals in seinem Leben widerfahren war. Die Bauern und Bürger wußten es, daß er ein Student sei, und zwar, wie Wastel ihnen dies verrathen hatte, ein solcher, in welchem vielleicht ein künftiger Herr Amtmann stecken mochte; so oft sie deshalb in einem Wirthshause zusprachen, ließen sie immer den Herrn Studenten an ihrem Tische obenan sitzen, und machten so viel anderweitige Umstände mit ihm, daß der gute Friedreich im demüthigen Gefühle der hohen Würde, die ihm sein Studentenstand unter den Menschen gab, gar nicht wußte, wohin er vor Verlegenheit blicken sollte. Doch fand er sich bald in diese seine neue Würde, und wußte sich auf eine ihr angemessene Weise zu benehmen. Denn nicht nur erzählte er seinen Reisegefährten aus der alten und neuen Geschichte, wie auch von Land und Meer, von Affen, klugen Elephanten und verderblichen Heuschrecken so viel Curioses und Unterhaltendes, daß Alle ihm zuhörten, sondern er kränkte auch die Wirthsleute nicht durch übertriebene Enthaltsamkeit. Er aß Dasselbe und eben so viel als die Anderen auch, denn, dachte er, sollte ein Student neben diesen guten Leuten da wie ein Bettelmann leben, und habe ich jetzt nicht Geld genug?

Finde ich doch in Leipzig ohne allen Zweifel meinen guten Verdienst und bringe noch viel Geld mit dorthin.

Freilich wunderte er sich nicht wenig, als er, da nun der Schnellwagen am anderen Tage nach Naumburg kam, seine Reiseausgaben zusammenrechnete und fand, daß er von Arnstadt hierher, nach Reichswährung gerechnet, an Fuhrlohn, Kost und Nachtlager über zwei Gulden verbraucht habe, indeß betrachtete er dies als eine Ehrenausgabe seines Standes und beschloß jetzt dafür, die noch übrige Strecke des Weges zu Fuße zu machen.

Ziemlich ermüdet kam er am letzten Tage seiner Reise an dem lang ersehnten Ziele an. Es war die letzte Woche der Messe, die Stadt noch in allen Gassen belebt durch das gewerblustige Treiben der Einheimischen wie Fremden. Er hatte Mühe, sich nach der Buchhandlung hinzufinden, in welcher der Bruder der Frau Landrichterin das Geschäft führte. Der gute Mann hatte so eben vollauf zu thun, doch las er den Brief seiner Schwester und war dann so freundlich, dem jungen Landsmann für die erste Nacht ein Lager in der Kammer seines Meßhelfers anzuweisen. Friedreich aber hatte alle Müdigkeit vergessen, da er sich hier zum ersten Male unter den Schätzen einer großen Buchhandlung sah; er blickte, nachdem er hierzu um Erlaubniß gebeten, in das eine der daliegenden Bücher hinein, welches alsbald ihm so wohl gefiel, daß er mit größter Theilnahme darinnen las. Aber kaum hatte er diese Freude recht zu genießen angefangen, da kam ein Käufer, der eben dieses Buch begehrte. „Wie?“ fragte Friedreich, als man ihm das Buch nahm, „dieses gute Buch wollen Sie verkaufen? Haben Sie es denn schon ganz gelesen?“ Der Landsmann lächelte und ließ ihm ein anderes Exemplar desselben Buches hinlegen.

Am anderen Morgen konnte der Jüngling kaum die Stunde erwarten, da er in der gewöhnlichen Weise unter die Zahl der Studirenden der Hochschule aufgenommen werden sollte. Der Rektor der Universität, als er die guten Schulzeugnisse gelesen, welche Friedreich mit sich brachte, sagte ihm einige freundliche Worte, und bald erhielt er, nachdem er das vorgeschriebene Gelübde abgelegt hatte, jenes kostbare Papier, das ihm die vollen Rechte eines Leipziger Studenten gab. In der That, ein Kaiser oder König kann sich in der Stunde seiner Krönung nicht glückseliger und vollwichtiger fühlen, als Friedreich in der Stunde seiner Immatrikulation. Im Geiste sah er sich schon am Ziele aller seiner Wünsche: als Schreiber oder gar als Assessor bei dem Landgerichte seines Ortes und die Mutter Gertraud bei ihm wohnend. Was will ich, so dachte er, der guten Mutter noch für Vergnügen und Freude machen auf ihre alten Tage, wenn ich mehrere hundert Gulden jährliche Einnahme habe; wie soll das der lieben Frau so wohl thun.

Von Neuem sah er auch jetzt die Wohlthat, die ihm der Herr von G** durch seine reiche Gabe erzeigt hatte, in ihrer ganzen Größe ein. „Hätte ich das Geld nicht gehabt, wie hätte ich da können immatrikulirt werden? Denn ich hatte es nicht gewußt, daß man dafür Etwas bezahlen muß, und wäre auf einmal vor dem Herrn Rektor und dem Sekretär in großen Schanden da gestanden."

Es war ihm dies ein neuer Grund, seiner natürlichen Schüchternheit Gewalt anzuthun und den edlen Wohlthäter, der jetzt wohl in Leipzig angekommen sein konnte, aufzusuchen, damit er ihm wenigstens jetzt den herzlichen Dank sagen möchte, der ihm bei seiner Ueberraschung im Gasthofe der Waldhütte auf der Zunge geblieben war.

Er zog die Adresse, welche damals der Gutsherr ihm gegeben, hervor, erfragte die Wohnung und erfuhr hier, daß die Herrschaft auch am gestrigen Abende angekommen und jetzt beim Frühstücke sei. Der Bediente meldete ihn, er wurde sogleich vorgelassen, mußte sich mit an den Tisch setzen und an dem Frühstücke Theil nehmen. Kaum ließ ihm der edle Gutsherr Zeit, seinen Dank, ungeschickt der Form, aber herzlich dem Inhalte nach, herzustammeln; er unterbrach ihn immer mit Fragen über den verstorbenen Georg Schmid und über die Mutter Gertraud; Fragen, welche den Friedreich so in's Erzählen hineinführten, daß die Familie des guten Herrn von G** bald ganz bekannt, bis in's Kleinste hinein, mit der einfachen Lebensgeschichte des treuherzigen Studenten wurde.

„Haben Sie sich," fragte der Gutsherr, „hier schon nach einer Wohnung umgesehen?" — „Ich bin die erste Nacht," antwortete Friedreich, „bei dem Bruder der Frau Landrichterin geblieben." — „Nun wohl," sagte Herr von G**, „geben Sie sich auch keine weitere Mühe, es steht für Sie schon ein Zimmer bereit, nahe bei dem Grimma'schen Thore und bei den Hörsälen der Universität. Mein Bedienter soll Sie sogleich dorthin führen und Ihr Gepäck Ihnen tragen, hoffentlich aber lassen Sie sich auch in den zwei Tagen, welche wir noch hier zubringen werden, mehrere Male bei uns sehen." Friedreich, in ein neues dankbares Staunen versetzt, empfahl sich, und der alte Jäger des Gutsherrn begleitete ihn.

Dieser Jäger war derselbe treue Diener, der seinen Herrn auf den Reisen durch Frankreich und Italien begleitet; derselbe, der vor fast 30 Jahren mit seinem kranken Herrn einige Monate lang im Hause von Friedreich's Eltern verweilt hatte. Er war seiner Herrschaft

von dem Gute, das diese einen großen Theil des Jahres hindurch bewohnte, hierher nach Leipzig entgegengereist. Sein Herr hatte es ihm gesagt, wer der Jüngling sei, den er heute Morgen im Zimmer anmeldete und den er jetzt zu der Wohnung begleiten sollte, welche erst vor wenig Wochen ein studirender Jüngling verlassen hatte, dessen Versorger während seiner ganzen Studienzeit der wohlthätige Herr von G** gewesen war. Der alte Jäger war kaum mit Friedreich aus dem Zimmer der Herrschaft hinaus getreten, da gab er sich ihm mit herzlichem Händedrucke als einen alten Freund des seligen Vater Lambert, so wie der Mutter Gertraud und des seligen Georg Schmid zu erkennen. Und der alte Freund der Eltern wurde alsbald auch der Freund des Sohnes.

„Wenn Sie keinen Koffer haben," sagte der Jäger, „das andere Gepäck kann ich schon tragen, für den Koffer aber, wenn einer da ist, würde ich einen Mann hier aus dem Hause mitnehmen."

Mit einigem Erröthen gestand Friedreich, daß er nichts, gar nichts habe, als was er selber trage.

„Wie?" fragte der alte Diener, „Sie müssen doch Wäsche haben."

Gegen diesen Mann, dessen Stand er sich näher verwandt fühlte, hatte der Jüngling kein Hehl; er erzählte ihm treuherzig die Geschichte seiner Reise, welche wir schon aus seinen Selbstgeständnissen im Bette des Gasthofes der Waldhütte wissen.

„Mit zwei Gulden von Kempten nach Leipzig zu reisen, ohne zu betteln oder zu stehlen, das wäre freilich ein Kunststück," sagte lachend der Jäger, „und verhungern soll der Mensch doch auch nicht. Darum sein Sie nur getrost, Herr Lambert, in Leipzig gibt es Rath für

Alles, da könnte sich Einer in einer Kleiderhandlung, in Zeit von einer halben Stunde, vom Kopf bis zu den Füßen herausputzen."

Die Beiden waren jetzt in die Wohnung gekommen, welche der edelmüthige Gutsherr für Friedreich bestimmt hatte. Der Jäger stellte diesen, als ihren künftigen Miethsmann, einer vornehmen Dame, der Inhaberin des Hauses, vor und empfahl ihr denselben im Auftrag des Herrn von G**. Die Dame sprach einige verbindliche Worte und ließ dem Studenten sein künftiges Zimmer anweisen. Wie erstaunte dieser, als er in die Pracht dieses Zimmers hineintrat. Die Frau Landrichterin, so hatte er gemeint, wohnte prächtig, und der Herr Schulrector in Kempten auch, aber was war dies Alles im Vergleich mit seinem Zimmer! Da stand ein schönes Sopha, ihm gegenüber eine ganz neu aussehende Kommode, am Fenster ein Schreibtisch, und an verschiedenen Stelle des Zimmers die bunt überzogenen Stühle; an der einen Wand hing ein Spiegel, an einer anderen mehrere Kupferstiche, in einer Nebenkammer stand das neu überzogene Bett und ein Schrank für Kleider und Wäsche.

Leise, daß die Dienstmagd der Dame es nicht hören sollte, sagte Friedreich zum Jäger: „wo führen Sie mich hin? Dieses Zimmer soll doch nicht für mich sein? Das wäre viel zu theuer und zu kostbar für mich."

„Lassen Sie es nur gut sein," antwortete der Jäger, „die Theuerung geht Sie nichts an, sondern ist meines Herrn Sache, jetzt richten Sie sich nur recht bequem ein, seien Sie recht fleißig und bleiben Sie gesund in diesem Zimmer." Hiermit verließ der gute, alte Jäger den Studenten, der jetzt sein neues Besitzthum von allen Seiten und nach all' seinen Bestandtheilen betrachtete, und an

der Aussicht aus seinem Zimmer, hinaus nach der von Wägen und Fußgängern belebten Allee, sich ergötzte.

Er war so eben aus dem Papierladen, wo er sich mit Schreibmaterialien versorgt hatte, auf sein schönes Zimmer zurückgekehrt, da trat der alte Jäger in Begleitung eines Schneiders herein. „Seien Sie so gefällig, sagte dieser, sich das Maaß zu Ihrer Kleidung nehmen zu lassen und mir die Farbe zu bestimmen, die Sie für Rock und Beinkleider wünschen.“ — „Ich habe ja keine Kleider bestellt,“ sagte Friedreich, doch der Jäger winkte ihm lächelnd und er ließ nun den Kleidermacher gewähren. „Bis übermorgen,“ sprach zu diesem der Jäger, als das Maaß für den vollständigen Anzug genommen war, „müssen die Kleider fertig sein, hier sind die Proben, nach deren Muster Sie die Farbe für Rock und Weste wählen sollen, die Rechnung bringen Sie zu Herrn von G** in die hier aufgeschriebene Wohnung.“

Der Schneider hatte sich kaum empfohlen und Friedreich hatte so eben angefangen, sein daukbares Staunen auszusprechen, da trat ein Schuhmacher und mit ihm zugleich eine Frau herein, welche einen Korb mit Wäsche brachte. „Ist dies der Herr,“ fragte sie, „der ein Dutzend neue, gleich fertig gemachte Hemden und eben so viel Halstücher, Schnupftücher und Paar Strümpfe, nebst einigen Unterkleidern, bestellt hat?“ — „Nur da heraus in's Nebenzimmer,“ sprach der Jäger an Friedreich's Statt, „hier lege sie die Wäsche in den Schrank und geb' sie mir die Rechnung her, daß ich gleich bezahle, während der Schuhmacher das Maaß zu den neuen Stiefeln nimmt.“

„Wie soll ich,“ sagte Friedreich zum Jäger, als die Leute hinaus waren, „dem Herrn von G** dies Alles vergelten, und wie habe ich armer Mensch es um ihn

verdient? Ich kann es ja vor Gott nicht verantworten, daß ich solchen Ueberfluß annehme und den guten, lieben Herrn in so gar große Unkosten setze."

„Lassen Sie nur gewähren, mein lieber Herr Lambert," sprach der Jäger. „In Ihres seligen Vaters Hause habe ich auch zuerst recht aus dem Fundament gelernt, was Christenpflicht uud Christenliebe sei, denn vorher war ich ein leichtsinniger Bursche gewesen, da will ich Ihnen nur sagen, daß mein Herr ein Haushalter nicht über ein einfaches, sondern über ein doppeltes Vermögen ist, denn außer seinem sehr ansehnlichen väterlichen Erbe ist ihm auch das nicht minder große seiner Schwiegereltern zugefallen, deren einziges Kind seine Gemahlin war. Wenn nun ein solcher guter Haushalter, wie mein frommer Herr ist, mit dem ungerechten Mammon von Zeit zu Zeit einmal etwas recht Ordentliches für seine armen Brüder auf Erden thut und hergibt, so ist dies für den Geber eine größere Freude, als für den, welcher empfängt, und eine solche Freude kann man solchem Manne, bei den vielen Sorgen, die ihm das Reichsein macht, gern vergönnen. Zudem hat mein Herr wohl Grund, gegen den Sohn des alten Schullehrer Lambert und der Mutter Gertraud dankbar zu sein; und was für ein Unglück hätte ihm und seiner Gemahlin und den lieben Kindern begegnen können, dort im Thüringer Walde, wenn Sie nicht herbeigesprungen und den Pferden in die Zügel gefallen wären."

Alles, was der Jäger da sagte, konnte den Friedreich nicht ganz über sein unverdientes Glück beruhigen; wahrhaft niedergebeugt davon eilte er zu seinem Wohlthäter hin, doch dieser, mit seiner unbeschreiblichen Herablassung und Freundlichkeit, richtete den Niedergebeugten

wieder auf. „Betrachten Sie," sagte er, „meinetwegen Das, was ich Ihnen gebe, als geliehen. Wenn Sie einmal künftig, wie ich dies fest hoffe, Gott in Ihrem Amt und Hausstand segnen wird, dann wird Er Ihnen anweisen, an wen und wie Sie die Schuld abzutragen haben."

An diesem Tage, so wie am darauf folgenden, hielt Herr von G** den jungen Lambert, dessen Vorlesungen noch nicht begonnen hatten, durch Einladungen auf den Mittag und Abend bei sich und seiner Familie fest. Friedreich fühlte sich durch sein Beisammensein mit diesen wahrhaft auch geistig geadelten Menschen auf ganz besondere Weise gehoben und wie veredelt. Seine Gespräche waren und blieben dem Inhalte nach eben so kindlich einfältig, als vorhin, ihm war es aber, als würden ihm in Gegenwart dieser Herrschaften ganz neue, bessere Worte in den Mund gegeben, und als würde sein Herz von neuen Kräften einer höheren Art durchdrungen. Mit all' seiner Demuth und gar großen Ehrfurcht vor Herrn von G** und seiner Gemahlin wurde er dennoch bald in ihrem Kreise so vertraut, als habe er bereits lange unter ihnen gelebt. Er hatte schon von seiner Kindheit an das Klavierspielen gelernt und der Mutter Gertraud auf dem alten Instrumente des seligen Vaters manches schöne Lied zu ihrer Erheiterung vorgespielt. Hier bei der Familie des Herrn von G** fand er freilich ein ganz anderes, besseres Instrument; er betrachtete dieses mit Bewunderung, und als er die Frage, ob er Klavier spiele, mit bescheidenem Ja beantwortet hatte, gab er der Aufforderung der Frau von G** nach, einige der Lieder, zu denen die Noten vorlagen, zu spielen. Die Mutter wie ihre Kinder begleiteten das Spiel mit ihrem Gesange. So hatte Friedreich

noch niemals singen hören, so hatten noch keine Lieder ihn gerührt, als diese mit ihrem frommen Inhalte. Vor Allem schien es ihm, als ob in der lieblich tönenden Stimme der Fräulein von G** ein Gefühl der innigen Andacht sich ausdrückte, das ihn tief bewegte. Er hatte es noch niemals gewagt, diese edle Jungfrau recht anzusehen, sondern wenn er sprach, sah er immer nur der ehrwürdigen Mutter oder ihrem Gemahl in's Angesicht, und auch beim Gruß, wie beim Abschied, erhob er kaum sein Auge zu einem flüchtigen Hinblicke; jetzt aber, da er vom Klaviere aufstand, wagte er einen vollen Blick auf das schöne jungfräuliche Angesicht. Dieser Blick würde nicht ohne Nachwirkung auf sein Herz geblieben sein, wenn nicht über das Herz des Jünglings ein frommer, ernster Sinn gewacht hätte, der keine Bewegung aufkommen ließ, gegen welche ein inneres, besseres Gefühl sein Verbot aussprach. Er hatte einen Bund gemacht mit seinen Augen, daß sie nichts eingehen ließen zur Seele, was den inneren Frieden störte, und dasselbe, in noch höherem Maaße, galt von der feinfühlenden, in der Furcht Gottes erzogenen Jungfrau, so daß beide nur sich sahen, als sähen sie sich nicht.

Desto ungehemmter und vertraulicher war Friedreich's Umgang mit dem Bruder des Fräuleins, der um einige Jahre jünger war als er. Dieser schloß sich mit großer Herzlichkeit an Friedreich an; beide ergingen sich, bei dem schönen Frühlingswetter, in der Stadt und ihrer Umgegend, und Franz, so hieß der Sohn des Herrn von G**, gestand seinen Eltern, daß er noch niemals einen Jugendfreund so lieb gewonnen habe als den Lambert.

Wer weiß, sagte Herr von G** zu Friedreich, als er diesen mit seinem Sohne bei dem gemeinsamen Lesen

eines Buches beschäftigt fand, wie ich Sie noch einmal für meinen lieben Franz gebrauchen und zu seinem Besten benutzen kann.

Am letzten Morgen, ehe die edle Familie Leipzig verließ, um auf ihre Güter abzureisen, konnte sich denn auch Friedreich in seinem ganzen Glanze, in dem schönen, neuen Anzuge zeigen, welchen er der Güte des Herrn von G** verdankte. Er kannte sich selber nicht mehr, da er, als vornehmer Herr gekleidet, über die Straße ging, und das grüne Röcklein, das ihm die Frau Gerichtshalterin aus einem alten Jagdkleide ihres Mannes angeschafft hatte, kam ihm jetzt so schlecht vor, daß er sich fast seiner schämte. Als er von Herrn von G** Abschied nahm, drückte ihm dieser noch einen Beutel voll Geld in die Hand. „Halten Sie gut damit Haus," sagte der edle Mann, „wie mit allen Gaben, welche Gott Ihnen anvertraut hat. Bleiben Sie am Gebete, an der Wachsamkeit und Mäßigkeit, und im rechten Fleiße zu allen guten, löblichen Werken. Obgleich ich weiß, daß Sie einen guten Führer und Lehrmeister in Ihrem Innern haben, der Sie nicht verlassen kann, werde ich dennoch mich fleißig nach Ihnen erkundigen. Und ich hoffe da immer nur Gutes zu hören. Auch wird uns ja wohl einmal im Verlaufe des Sommers, noch vor unserer Abreise nach Dresden, das Vergnügen zu Theil, Sie auf unserem Gute, welches nur eine kleine Tagreise von hier entfernt ist, bei uns zu sehen; eingeladen wenigstens sind Sie von uns Allen herzlich zu einem solchen Besuche."

Obgleich die Trennung nur für kürzere Zeit dauern sollte, that dennoch dem Friedreich der Abschied von der edlen Familie so wehe, wie ihm außer dem Abschiede von der Mutter Gertraud noch keiner gethan hatte. Er kam

sich jetzt recht verlassen in der fremden Stadt vor; er eilte aus dem Menschengedränge der Gassen auf sein stilles Zimmer, um da bei einem Buche, das sein Landsmann, der Buchhändler, ihm geliehen hatte, ein Ausruhen zu finden.

Wie fühlte er sich von Neuem zum herzlichen Danke bewegt, als er den Beutel, den Herr von G** ihm gegeben, öffnete und darin 30 Thaler in Silbergeld fand. So viel Geld, dachte er, und meine liebste Mutter Gertraud sollte nichts davon haben? Zwar wußte er, daß er bald für die Collegien, die er diesen Sommer zu hören hatte, gegen 15 Thaler werde bezahlen müssen, aber, sprach er bei sich selber, ich habe ja noch Geld übrig von der vorigen Gabe des Herrn von G**, und Kleider, Wäsche, so wie Alles, was ich brauche, darum kann ich der lieben Mutter Gertraud wohl wieder etwas schicken. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb, zum Begleiter des Geldes, die nachstehenden Zeilen:

„Meine liebste Mutter weiß es und hat es mir oft gesagt, daß das Menschenherz böse ist von Jugend auf, auch sollen wir ja unsere Sünden bekennen, dann werden sie uns vergeben. Darum, meine liebste, treueste Mutter, bitte ich mir zu vergeben, daß ich Sie so gekränkt habe. Ich getraute mich's in meinem vorigen Briefe, den ich von Arnstadt aus schrieb, nicht zu sagen, aber ich muß es nur gestehen, ich habe die neuen Hemden und Strümpfe, die Sie mir auf meine Reise mitgegeben hat, unterwegs verkauft. Freilich, wie der Jäger Berthold sagt, der Sie schön grüßen läßt, aus bitterer Noth, doch hätte ich das nicht thun sollen, denn die Hemden hatte meine liebste Mutter mit ihrer fleißigen, gesegneten Hand gemacht, und es war manche Thräne von ihr über unseren Abschied darauf geflossen; meine liebste Mutter,

vergebe Sie mir das; vergebe Sie mir Alles, wodurch ich Sie geärgert oder gekränkt habe."

„Aber Gott ist freundlich und gut, über all' unser Bitten und Verstehen. Er hat mir an dem Herrn von G** einen rechten Wohlthäter und Freund erweckt. Derselbe hat mir einen ganz neuen, schönen Anzug, vom Kopf bis zum Fuß, und so viele schöne Wäsche geschenkt, als ich noch niemals gehabt habe, auch hat er mir ein Zimmer gemiethet, das so gar prächtig ist. Ach, ich wollte, meine liebste Mutter könnte da bei mir stehen und einmal mit mir hinaus schauen zum Fenster."

„Wenn ich auf der Gasse gehe und es kommen viele Leute, da ist mir's immer, als müßte ich mich recht umsehen, ob nicht meine liebe Mutter käme, wie sie in Kempten so manchmal zu mir kam. Doch es geht ja so ein Jahr nach dem anderen hin und dann sind wir, ach Gott, lasse mich dahin gelangen, beisammen in der seligen Ewigkeit, da kann ich erst meiner liebsten Mutter recht danken für Alles, was sie an mir gethan hat."

„Der Herr von G** und seine Gemahlin sind so gute, fromme Herrschaften, daß mir's recht wohl zu Muthe bei ihnen gewesen ist. Auch kommt mir's vor, als hätte die gnädige Frau von G** eine Aehnlichkeit mit meiner lieben Mutter. Ich habe oft gedacht, ach, wenn mich doch der liebe Gott auch so gut und fromm werden ließe, wie diese Herrschaften sind. Und ich will mit Gottes Hülfe recht wachen und beten, daß ich einmal dahin gelange, wo solche Seelen sind. Der Sohn des Herrn von G** ist auch recht gut und sie haben auch ein Fräulein. Der Jäger Berthold aber das ist der, welcher damals, als sein Herr so krank war, mit in meiner lieben Eltern Haus gewesen ist."

„Der Herr von G** hat mir schon wieder so vieles Geld gegeben. Mir würde kein Bissen davon schmecken, wenn meine gute Mutter Gertraud nicht auch Etwas davon annehmen möchte. Liebste Mutter, ich sollte und möchte für Sie im Schweiß meines Angesichtes arbeiten und für Sie sorgen, und nun sitze ich hier in allem Wohlleben und in Bequemlichkeit. Denn gestern und vorgestern habe ich bei Herrn von G** so gute Sachen gegessen, als ich mir vorher gar nicht habe denken können. Ach, möchte Sie doch auch für das Geld manchmal ein Stück Fleisch kaufen und einen Trunk Bier, denn in Ihren Jahren bedarf Sie ja solcher Erquickung, und Sie hat gespart und gedarbt genug, nur um Ihren Sohn zu unterhalten."

„Nun, liebste Mutter, der Herr wolle Ihr Vergelter und Ihr sehr großer Lohn sein. Ich will mich gewiß an Seine Hand halten, denn dann bleibe ich auch bei meiner guten Mutter."

Ihr getreuer, dankbarer Sohn

Friedreich Lambert.

Durch die freundliche Vermittelung seines Landsmannes erhielt Friedreich gegen den billigsten Werth an Silber 2 Dukaten, die er dem Briefe an seine Mutter beilegte; und als er diesen zur Post getragen hatte, da fühlte er sich abermals so selig und leicht, als sei ihm ein Stücklein Himmel zum Erbe zugefallen.

Die Vorlesungen an der Universität hatten begonnen und Friedreich fühlte sich in seinem neuen Berufe, zu hören und zu lernen, so überaus glücklich, daß er seiner freudigen Geschäftigkeit gar kein Ziel zu setzen wußte, sondern von der Morgenröthe an bis zur späten Stunde der Nacht thätig war. Namentlich brachte er die Abende

bei seinem gefälligen Landsmanne, dem Buchhändler, zu, der es ihm dann gern erlaubte, aus dem reichen Vorrathe der Bücher, welche in seiner Handlung lagen, bald dieses bald jenes herauszunehmen und zu lesen. Da dieser Landsmann ein Freund von spätem, nächtlichem Aufbleiben war, geschah es sehr oft, daß auch Friedreich erst kurz vor Mitternacht seine liebe Unterhaltung mit den Büchern abbrach und so ganz spät zu seiner Wohnung kam, wodurch der unschuldige, dabei aber allerdings unbedachtsame Jüngling den ersten Grund zu jenem bösen Verdachte gab, der bald hernach sein glückliches Verhältniß auf längere Zeit trübte und störte.

Die anderen Studenten, in deren muntere Schaar unser Lambert jetzt eingetreten war, hatten ihn anfangs nur wenig in dem Gange seiner stillen Geschäftigkeit gestört. Hätte er schon damals die Wahrheit jenes Sprüchwortes, daß (bei der Welt) das Kleid den Mann mache, so erfahren gehabt, wie er sie wenig Wochen nachher erfahren mußte, er würde die scheinbare Achtung, welche der größere Troß seiner Studiengenossen ihm erwies, nicht bloß auf Rechnung des guten Tones oder der Bildung geschrieben haben, welche den Leipziger Studenten eigen sei. Friedreich war ein wohlgestalteter Jüngling, in dessen Mienen und Benehmen bei aller Bescheidenheit und Schüchternheit sich ein gewisser Adel des Gemüthes aussprach, den auch ein minder gebildeter, roher Sinn bemerkt und ihn, wenn dazu noch der äußere Schein von Vornehmheit kommt, mit dem äußeren Adel, welchen die Geburt gibt, verwechselt. Der gute Herr von G** hatte seinen jungen Freund so ausgestattet, daß dieser neben den jungen Herren vom höchsten Stande mit Ehren sich öffentlich zeigen konnte, auch hatte sich wirklich

unter den Studirenden, mit denen Friedreich in seinen Vorlesungen öfters zusammenkam, das Gerücht verbreitet: Lambert sei ein junger Graf aus Schwaben. In diesem seltsamen Vorurtheile bestärkte derselbe, ohne es zu wissen und zu ahnen, seine Studiengenossen durch sein ihm natürliches, zurückgezogenes, ernstes, schweigsames Benehmen, welches bei ihm nur aus Bescheidenheit kam. „Er läßt sich's freilich merken," sagten Manche von ihm, „daß er nicht unsers Gleichen, sondern ein hochgeborener Graf ist; Hochmuth kann man ihm aber doch auch nicht vorwerfen, denn er ist gegen Jeden höflich und drängt sich in den Vorlesungen niemals nach dem besten Platze, wie Andere seines Standes, sondern setzt sich, wie es eben kommt, unter uns Andere hinein."

Jene tägliche Gelegenheit, bei welcher sonst Studirende außerhalb der Vorlesungen sich begegnen: das gemeinsame Essen, oder die Vergnügungen an öffentlichen Orten, fiel bei Friedreich's stiller, einfacher Lebensweise ganz hinweg. Neben der Buchhandlung, in welcher sein Landsmann Geschäftsführer war, gab eine Bürgersfrau für die Diener in jener Handlung, so wie für mehrere andere junge Leute, welche nicht zum Stande der Studirenden gehörten, täglich eine einfache, wohlfeile Kost. An diesen bürgerlichen Tisch hatte der Landsmann seinen jungen Freund empfohlen, und dieser fühlte sich da so behaglich, daß er niemals in Versuchung kam, ein anderes Speisehaus aufzusuchen. Außer der Zeit des Mittagsessens begehrte aber der mäßig gewöhnte Jüngling niemals eine andere Vergnügung des Gaumens; er trank weder Kaffee noch Bier; sein Frühstück war Milch und Brod; seine Abendkost, die er meist in der Buchhandlung verzehrte, Obst und Brod mit einem Glas Wasser; seine

Erholung ein einsamer Spaziergang hinaus in die Felder oder Wälder vor der Stadt, oder in einen der Gärten jenseits der Elster, wo der Troß der gewöhnlichen Spaziergänger selten oder niemals hinkam.

„Ich möchte wissen," sagte mancher Student, der ihn aus den Vorlesungen kannte, „in welchen vornehmen Theezirkeln sich dieser junge Haarbeutel herumtreibt. Man sieht ihn niemals in einem Kaffeehaus oder in einem Keller, ja nicht einmal im Theater. Wahrscheinlich liest er, mit irgend einer alten hochgräflichen Tante, den Corneille oder Racine, oder bringt die Abende bei einem gestrengen Herrn geheimen Rath zu, an den er von seinem vorsichtigen Herrn Papa rekommandirt ist."

So wenig aber auch die Mehrzahl der jüngeren Studenten, die mit Lambert zusammentrafen, diesen kannte und erkannte, so war der harmlose Jüngling, mit seiner Unerfahrenheit in der Welt und ihren Tücken, dennoch nicht dem Scharfblicke eines älteren Burschen entgangen, der sich zwar schon seit länger denn 7 Jahren, von dem Tage seiner Immatrikulation an, Student nennen ließ, dabei aber niemals im Ernst an's Studiren gedacht hatte. Es war ein Mensch, der sich schon früher ein besonderes Vergnügen daraus machte, die neuen Ankömmlinge an der Hochschule, oder die sogenannten Füchse, zu prellen (zu betrügen), und der sogar dieses schlechte Gewerbe wie eine Art von Nahrungszweig betrieb. Allmählig war dieser bedauernswürdige Mensch immer tiefer in die Laster, welche die gewöhnliche Folge des jugendlichen Müßigganges sind, versunken, und um jene Zeit, von welcher wir hier sprechen, war er fast schon für das Zuchthaus reif, in welchem er bald hernach sein Unterkommen fand.

Eben dieser Mensch, der schon seit etlichen Wochen dem vermeintlichen Grafen Lambert nachschlich, von dessen eigentlicher Geschichte er zwar durch seine Erkundigungen viel mehr erfahren hatte, als alle die jüngeren Studirenden, den er aber dennoch für viel reicher hielt, als er wirklich war, fand einst, in einem der einsameren Gärten an der Elster, in welchem Friedreich ein Glas Milch trank, Gelegenheit, diesen näher zu beobachten. Er saß, mit dem Rücken gegen ihn gekehrt, auf einer Bank neben der Laube, in welcher unser unerfahrener Student so eben von dem alten Gärtnerknechte, der ihm die Milch gebracht hatte, über den Werth einzelner Geldstücke, die ihm noch neu waren, sich belehren ließ. Schon aus diesem Gespräche konnte man den allzu vertrauenden, argwohnlosen Charakter des Neulings in der Welt kennen lernen, aber der Horcher entnahm noch einen anderen Stoff daraus, dessen er sich bald nachher zum Gewebe seines Fallstrickes bediente. Friedreich und der Gärtner, so schien es, kannten sich schon, und wir erwähnen es hier im Vorbeigehen, daß der Letztere aus Lindau, mithin nicht sehr weit von Friedreich's Gegend gebürtig war. Auch sonst hatten die Beiden einen gemeinsamen Berührungspunkt; sie besuchten jeden Sonntag eine Kirche, in welcher damals ein schon alternder Mann Geistlicher war, der zwar nicht nach dem Sinne der größeren Menge, wohl aber in der Lauterkeit des Christenglaubens lehrte und lebte. Der Horcher hatte sich den Namen der Kirche wie des Geistlichen gar wohl gemerkt; er hatte im Kreise seiner Bekannten oft über den Mann spotten hören; der Plan war gemacht; der hinterlistige Bursche entfernte sich, während die Beiden noch mit einander sprachen, unbemerkt.

Friedreich ahnte nichts von der Gefahr, die ihm

drohete. Er ging gegen Abend noch zu dem Landsmanne, ergötzte sich da mit Lesen, und kam, nach seiner damaligen Gewohnheit, ziemlich spät zur Ruhe.

Als er am anderen Tage nach dem Mittagsessen auf einige Augenblicke in seine Wohnung kam, sagte ihm das Dienstmädchen, es sei ein Mensch dagewesen, der nach ihm fragte. Er habe gesagt, er sei ein halber Landsmann und ein Bekannter des Herrn Lambert, und habe sehr nothwendig mit ihm zu sprechen, weshalb er ihn bitten ließe, heute Abend nach 6 Uhr zu Hause zu sein, denn um diese Zeit wolle er wieder kommen.

Friedreich kam zur bestimmten Zeit auf sein Zimmer und bald nachher trat der Fremde herein, ein junger Mann in ziemlich schlechter Kleidung, und von einem Aussehen, welches jeder Menschenkenner ein verwildertes würde genannt haben. Unser Lambert war zwar kein Menschenkenner, aber ein gesundes, natürliches Gefühl in seinem Inneren ließ ihn den Fremden mit einer Art von Scheu betrachten; er fragte ihn: „sind Sie der, welcher mich heute Abend um 6 zu sprechen verlangt hat?“ — „Der bin ich,“ antwortete der Andere. — „Sie haben sich mir als einen Bekannten anmelden lassen, aber ich muß gestehen, daß Sie mir gänzlich unbekannt sind.“ — „Wenn auch ich Ihnen dieses bin,“ sprach der Fremde, „so sind doch Sie mir ein Bekannter, und zwar ein sehr lieber. Ich sehe Sie jeden Sonntag in der Kirche des ehrwürdigen Pfarrers **, und auch Sie haben mich vielleicht oft da gesehen, aber unter den vielen Ihnen neuen Gesichtern auf das meine nicht sehr gemerkt. Das kleine Häuflein, das sich um den ehrwürdigen Mann versammelt, freut sich jedesmal, wenn ein neuer, theilnehmender Zuhörer hinzukommt, darum haben wir Anderen wohl Sie bemerkt, wenn auch Sie

nicht uns. Nun, der Umstand, daß Sie gerade jenen Prediger gern hören, der mir auch, als ich gestern bei ihm war, einen herzlichen Gruß an Sie aufgetragen hat, gibt mir den Muth, mich ganz zutraulich mit einer kleinen Bitte an Sie zu wenden, um so mehr, da diese Bitte nicht etwa Ihren Beutel belästigen soll."

„Nun, und was beliebt Ihnen?" fragte Friedreich etwas gespannt.

„Ich muß da etwas weit ausholen," sagte der Fremde. „Eigentlich bin ich aus Schwaben gebürtig, aber ein reicher Oheim aus Dresden, der Kunsthändler**, den Ihr Landsmann, der Buchhändler, so wie auch mich gut kennt, unterhält mich hier an der Universität, läßt mich ganz auf seine Kosten studiren. Dieser Oheim kommt heute Abend oder längstens bis morgen früh hieher, und da muß ich ihm meinen Besuch machen. Aber der gute Mann sieht sehr auf die Kleider, und hier in diesem Gewande dürfte ich mich ihm nicht zeigen. Nun sind wir Beide so ziemlich von einer Statur, darum wollte ich Sie bitten, mir bis morgen Ihren schönen Rock zu leihen."

„Aber," so erwiderte Friedreich zweifelnd, „wenn Ihr reicher Oheim Sie hier mit allem Nöthigen versorgt, sollte er Ihnen nicht auch eine bessere Kleidung angeschafft haben, als die ist, welche Sie jetzt an sich tragen?"

„Das ist ja eben der Umstand, der mich zu meiner Bitte antreibt," sprach der Fremde. „Sehen Sie," so fuhr er mit halblauter Stimme fort, als fürchte er, es könne ihm Jemand vor der Thüre draußen zuhören, „Ihnen darf ich es wohl sagen, ich weiß, Sie werden mich deshalb nicht für einen Solchen halten, der sich gern seiner Paar guten Thaten rühmt. Ja, man darf Sie nur wenig gesehen haben und kennen, um mit Ueberzeugung zu Ihnen

sagen zu können: Du Menschenfreund hättest in meinem Falle Dasselbe, und mehr als ich, gethan. In unserer kleinen Gemeinde, zu der ja auch Sie sich halten, lebt eine arme Wittwe mit 6 Kindern. Ihre Noth ist oft sehr groß. Nun thut zwar unser ehrwürdiger Pfarrer für sie, was er kann, aber seine Geldmittel reichen nicht weit, und seine Gemeindeglieder sind fast lauter arme Leute. Da hat mich vor etlichen Tagen der Jammer der armen Wittwe so gerührt, daß ich in eigener Person den schönen, neuen Anzug, zu welchem mir mein reicher Oheim erst an Ostern das Geld zuschickte, in's Leihhaus trug, und die kleine Summe, welche ich dafür erlöste, zur Stillung des Hungers der 6 armen Waisen und ihrer Mutter anwendete." „Sehen Sie," so endete er, indem er ein Papier aus der Tasche zog, „wenn Sie noch Zweifel an meiner Redlichkeit haben könnten, hier habe ich Ihnen meinen Namen und meine Wohnung aufgeschrieben, mein guter Name bürgt Ihnen für Alles."

Ich habe dem Menschen unrecht gethan, dachte Friedreich, man darf nicht nach dem Aussehen urtheilen; nach diesem Allen ist er ein edler Mann.

„Also bis morgen können Sie mir den Rock wiederbringen?" fragte er den Fremden.

„Daran zweifeln Sie nicht," erwiderte dieser, „und zudem ist ja morgen Feiertag, wo Sie in keine Vorlesung zu gehen haben."

„Aber zur Kirche will ich gern gehen," sagte Friedreich.

„Daran dachte ich nicht," sprach der Andere, „aber ich habe es Ihnen ja auch schon gesagt: mein Oheim kommt entweder, was das Wahrscheinlichste ist, heute Abend und reist noch diese Nacht mit Extrapost weiter, oder er trifft morgen früh ein und verweilt dann auch nur sehr

kurze Zeit, denn bis zum morgenden Abende will er in Erfurt sein."

Unser Student, welcher gleich bei seiner Nachhausekunft seine Hauskleider angelegt hatte, ging jetzt ohne weiteres Bedenken hinaus in's Nebenzimmer und holte seinen guten Rock, das Geschenk des edlen Herrn von S**, herein. Der Fremde, da er diese Bereitwilligkeit bemerkte, wurde immer dreister. „Zu diesem schönen Rocke," sagte er, als Friedreich ihm denselben auf den Arm legte, „passen freilich meine Unterkleider sehr schlecht und die Weste eben so. Möchten Sie nicht, es ist ja nur für die wenigen Stunden, mir eine schöne Weste und Beinkleider leihen?" — Friedreich wendete sich bereitwillig wieder zur Kammerthüre hin. — „Und um ein Paar gute Stiefeln bäte ich Sie auch noch," rief ihm Jener nach. — Der arglose Jüngling gab dem Betrüger Alles, was er begehrte, sogar noch den neuen Hut, den er sich erst vor Kurzem, zu seinem schönen Anzuge passend, gekauft hatte; der freche Mensch nahm Alles auf seinen Arm, und widerwärtig lächelnd, mit den Worten: „also bis morgen," entfernte er sich eilig.

„Das war wohl ein guter Handel, den Sie so eben gemacht haben?" fragte spöttisch das Dienstmädchen, indem sie die Flasche mit Wasser hereinsetzte. Lambert wußte nicht, was die Frage bedeute, er antwortete nichts.

Es kann wohl nicht anders sein, die Leser dieser Erzählung werden daran zweifeln, daß ein sonst doch verständiger Jüngling solch' unbesonnenen Streich machen und einem Unbekannten seinen ganzen guten Anzug hingeben könne. Und doch darf es der Schreiber der Erzählung versichern, es ist, wenn auch die Namen hier andere sind, in Wahrheit so geschehen.

Der andere Vormittag war vergangen, es hatte kein Fremder sich sehen lassen. Friedreich war allerdings etwas ungehalten darüber, daß der Mann so wenig pünktlich die Zeit der Zurückgabe einhalte; an der Redlichkeit desselben kam ihm jedoch kein Zweifel. Er wäre gern ausgegangen, aber es war Feiertag, von seinem Fenster aus sah er die Leute alle so geputzt in der Allee einhergehen, er konnte sich nicht entschließen, mit seinem grünen Röcklein, das jetzt sein Hauskleid geworden war, und mit dem übrigen alten Anzuge hinauszutreten. Denn, was er vor wenig Wochen noch nicht bemerkt hätte: sein grüner Rock kam ihm, seitdem er sich immer in den schönen Kleidern gesehen, so abgetragen, sein ganzer Anzug, in welchem er von Kempten hieher gekommen, so schlecht vor, daß er sich selber darin eher wie ein Bettler oder armer Handwerksbursche, denn als ein Student erschien.

Auch der Abend war gekommen, der Borger des Anzuges aber nicht. Da schlich sich Friedreich in der Dämmerung zu seinem freundlichen Landsmanne, dem Buchhändler. Dieser war so eben etwas erhitzt von einem Spaziergange nach Hause gekommen; Lambert erzählte ihm, daß er heute Hausarrest gehabt habe bis zum Abende, weil ein Studirender gestern Abend seinen guten Anzug von ihm entlehnt und die Zurückgabe zwar schon bis zum Vormittag versprochen, nicht aber erfüllt habe. Der sonst stille und sanfte Landsmann konnte sich nicht halten, die Galle überlief ihn. „Und Sie schämen sich nicht," rief er laut auffahrend, „mir Ihre Dummheit, als wäre das gar Nichts, vor die Ohren zu bringen? Verschweigen Sie nur, ich bitte Sie, diesen Streich gegen Jedermann, denn wer es hört, muß Sie für einen Eselskopf halten, und

wahrhaftig, ich würde mich dann schämen, Ihr Landsmann und Freund zu heißen."

„Was wollen Sie denn," fragte Friedreich ganz verwundert, „sehen Sie doch, hier habe ich die eigenhändige Adresse des Menschen und die Angabe seiner Wohnung, ich darf ja nur Jemand dahin schicken und meine Kleider von dem fahrlässigen Burschen holen lassen. Ueberdieß hat er mir gesagt, daß Sie ihn kennen, und von dem Pfarrer **, den Sie doch gewiß auch für einen Ehrenmann halten, brachte er mir, als von seinem genauen Freunde, einen Gruß."

Der Buchhändler warf einen Blick auf den Zettel, und lachte mit Ingrimm auf. „So geht's," sagte er, „wenn Kinder an Verstand in die Welt kommen, und sich doch für so klug halten, daß sie keines fremden Rathes begehren. Hätten Sie den Menschen nach einer Stunde wiederbestellt und wären zu mir gekommen, ich hätte Ihnen die Augen über das freche Ansinnen eröffnen wollen. Seien Sie doch nicht gar so kindisch. Was hilft Ihnen der Zettel da? Ich kenne keinen Menschen dieses Namens, und wenn Sie wollen, will ich Ihnen in wenig Minuten, denn die hier aufgeschriebene Wohnung ist nicht fern, die Gewißheit verschaffen, daß der Schurke Sie in allen Stücken belogen und betrogen hat."

Friedreich schwieg beleidigt und betroffen; der eifernde Landsmann rief seinen Meßhelfer. „Mit diesem Zettel da," sagte er, „gehe zu der aufgeschriebenen Wohnung und frage, ob da Einer wohnt, der die gleiche Adresse hat, dann gehe zu Herrn Pfarrer ** und frage diesen, ob er einen Mann von diesem Namen kennt und ob er denselben gestern mit einem Gruße zu dem Studenten Lambert gesendet hat?"

Der Meßhelfer eilte fort, der Buchhändler, noch immer sehr unwillig über den unbedachtsamen Landsmann, ging auf ein anderes Zimmer. Nach einiger Zeit kam er zugleich mit seinem Boten zurück. „Da haben Sie es," sagte er mit sanfterer Stimme, „in der angezeigten Wohnung lebt ein Notarius, und im ganzen Hause weiß Niemand etwas von einem Menschen, der hier diesen erdichteten Namen führt, auch Herr Pfarrer ** läßt mir sagen, er kenne weder den Herrn Lambert, noch den Anderen, durch welchen er Jenem solle einen Gruß zugesandt haben."

„Ich bedauere Sie wahrhaft," fuhr der wohlmeinende Landsmann fort, als er mit Friedreich wieder allein war. „Nicht nur deshalb, weil Sie niemals, so lange Sie an der Universität sind, wieder einen so guten, theuren Anzug sich werden schaffen können, als der war, den Ihr edler Gönner Ihnen schenkte, sondern weil ich auch fürchten muß, daß dieser Ihnen seine Gewogenheit entzieht, wenn er von Ihrem so gar kindischen Streiche Kunde bekommt, und dann, mein lieber Freund, würden Sie erst erfahren, wie sauer es einem armen Studirenden wird, sich ohne alle fremde Unterstützung auf der Universität fortzubringen."

Friedreich erkannte tief, daß er den Tadel des wohlmeinenden Freundes verdient habe, und bat diesen, ihm seine Unbesonnenheit zu verzeihen und ihm deshalb seine Liebe nicht zu entziehen. — „Ich werde immer an Ihnen als treuer Landsmann und Freund handeln", versicherte der redliche Mann mit einem Händedrucke, „obgleich Sie selbst einsehen, daß ein bloßer Geschäftsführer an einer Handlung die Mittel nicht hat, um immer so zu helfen, wie er es gern möchte."

Sehr niedergeschlagen und beschämt ging Lambert in seine Wohnung. Zum ersten Male murmelte heute die Dienstmagd seiner Zimmerverleiherin einige halblaute, unwillige Worte über die Unordnung des beständigen späten Nachhausekommens und über das Nachtschwärmen. Der gekränkte Jüngling suchte vergebens auf seinem Lager die gewohnte Ruhe; die Sorge ließ ihn nicht schlafen; ermatteter, als er sich gelegt hatte, stand er wieder auf.

Es war Zeit, sich zum Besuche der Vorlesungen anzuschicken. Mehrmals betrachtete der arme Friedreich seinen grünen Rock und putzte an ihm herum, aber der wurde dadurch nicht anders, er blieb nach wie vor schäbig und fleckig, und die großen, alten Knöpfe darauf waren von einer Art, daß sie wohl in der ganzen Stadt Leipzig, selbst an dem Rocke des ärmsten Tagwerkers, nicht ihres Gleichen fanden. So hatte man sie hier, als sie noch neu waren, etwa vor 50 Jahren getragen, nun aber waren sie noch dazu schadhaft und alt. Hätte er doch niemals den schönen, guten Rock, den ihm Herr von G** gab, besessen, dann wäre ihm sein grüner Rock immer noch erträglich gut erschienen, so aber kam ihm derselbe fast unleidlich vor. Fast stand er an, ob er heute in solchem Aufzuge in die Vorlesung gehen solle. Indeß, was gewann er mit dem Aufschub? Hatte er etwa auf morgen andere Kleider zu erwarten? — So siegte die Treue am Berufe und die bessere Ueberlegung über alle Schaam und Bedenklichkeit; er nahm seine Kollegienhefte und ging, wohin die Pflicht ihn rief.

Als er da, in seinem Kemptner Röcklein, in den Hörsaal trat, stutzten alle die Studiengenossen, die bisher in den Vorlesungen seine Nachbarn gewesen waren. Was hat der Graf vor, lispelten sie sich zu, daß er auf

einmal in einem alten Rocke seines Schuhputzers einhergeht. Soll das jetzt, mitten im Sommer, eine Fastnachtsbelustigung sein? Der arme Lambert wagte es kaum, von seinem Kollegienhefte aufzuschauen; mit gebeugtem Haupte schlich er von einer Vorlesung zur anderen und dann, durch die unbesuchtesten Gäßchen, zu seiner Kostgeberin, in deren dunklem, nach dem Hofe zu gelegenen Zimmer er zum ersten Male wieder frei aufathmete.

Was an diesem ersten Tage ihm geschah, das war nur ein leises Vorspiel von den Spöttereien, die in den späteren Tagen ihn trafen. Als der vermeintliche Graf immer wieder in seinem armseligen Aufzuge erschien, da kam in Kurzem ein ganz anderes Gerücht über ihn in Umlauf, als das frühere gewesen war; ein Gerücht, das zuletzt eben so von bloßen Vermuthungen sich entspann, als das erste. „Wißt Ihr," fragte der Eine, „wer dieser Lambert ist? Mein Barbier hat es mir gesagt, er ist der Sohn eines abscheulichen Pfandverleihers, der die armen Leute durch die hohen Zinsen, die er von ihnen nimmt, bis auf's Blut preßt. Sein Vater hatte wahrscheinlich den schönen Anzug von einem leichtsinnigen, jungen Herrn in Versatz gehabt, und der Bengel da hat indeß mit diesem fremden Gute Staat gemacht, bis die Kleider wieder ausgelöst wurden. Ein solcher Betrug ist schändlich, und man sollte dem Burschen, den jetzt sein Vater aus filzigem Geize wieder in dem eigenen Rocke herumlaufen läßt, sein Stolziren auf fremde Kosten entgelten lassen."

Es waren freilich immer nur einzelne Studenten, welche so dachten und sprachen, und wir haben es nicht nöthig, zu erinnern, daß dieses weder die besseren noch die

gebildeteren waren, aber jene Einzelnen thaten dem armen, durch seine eigene Unvorsichtigkeit tiefgebeugten Lambert wehe genug. Er mußte sich jetzt tägliche Spöttereien und selbst Beschimpfungen gefallen lassen; bald fragte ihn der Eine: „um Vergebung, aus welcher Modehandlung bezogen Sie diese ganz neumodischen, niedlichen Knöpfe?“ oder ein Anderer: „wird denn nicht bald wieder ein gräflicher Rock bei Ihrem Papa in Versatz kommen?“ bald standen, wenn er in einen Hörsaal kam, und bescheiden sich einen Sitz suchte, die Nachbarn dieses Sitzes auf, und ließen ihn abgesondert sitzen, als ob er unehrlich wäre. Freilich geschah es auch wieder in einem dieser letzteren Fälle, daß zwei edelgesinnte Jünglinge, die auf den Lambert vorher nie gemerkt hatten, sich aus freiem Antriebe zu ihm hinsetzten und so seine unverdiente Kränkung mit auf sich nahmen, doch kamen ihm solche Tröstungen nur sehr selten. Selbst draußen auf den Gassen, wenn er nach den Vorlesungen hinging, oder aus ihnen zurückkehrte, sah er sich von jenen Muthwilligen auf mancherlei Weise geneckt, so daß er es nach Möglichkeit zu vermeiden suchte, durch eine der Hauptstraßen zu gehen. Gerade die Demuth und Geduld, mit der er Alles ertrug, bestärkte die Anderen in ihrem bösartigen Treiben; sie hielten dieses Benehmen einer, wie noch in der Knospe verschlossenen Natur für Feigheit; aber wie ganz anders zeigte sich eben diese Natur, wenig Jahre nachher bei ihrer weiteren, natürlichen Entfaltung!

Der arme Friedreich! man kann sagen, daß die tiefe Erniedrigung, die er damals erduldete, nur eine Folge jener Erhöhung war, welche ihm ohne sein Zuthun durch die Güte seines Wohlthäters widerfahren war. Hättte er gleich anfangs und niemals anders, als in seinem ar-

men Aufzuge sich gezeigt, dann würden sich Alle, denen er näher kam, an ihn, als eine unbedeutende Erscheinung, gewöhnt und ihn bald kaum mehr bemerkt haben, so aber hatte ihn die Meinung der Anderen Anfangs zu hoch gestellt, und ließ ihn nun dafür desto tiefer sinken.

Gerade in dieser Zeit, wo alle Wellen des Spottes der ihn umgebenden Welt über ihn zusammenschlugen, erhielt er einen freundlichen Brief von seinem Wohlthäter, dem Herrn von G**, worin dieser ihn einlud, einen Sonntag bei ihm und seiner Familie zuzubringen. Was zu anderer Zeit ihm zur größten Freude gereicht hätte, das erfüllte ihn jetzt mit dem tiefsten Schmerze. Wie konnte er sich seinem edlen Gönner so, in seiner selbst verschuldeten Verarmung, zeigen; was sollte er sagen, wenn dieser ihn fragte, wohin die Gabe sei, mit welcher er ihn so gut versorgt und bekleidet hatte? Er trug seiner Hausbesitzerin, durch welche er die Einladung empfangen hatte, auf, ihn bei Herrn von G** zu entschuldigen; er sei in diesem Augenblicke außer Stande, von Leipzig hinwegzureisen.

Jene Dame that noch mehr, als er begehrt hatte; sie enthob ihn nicht bloß der jetzigen, sondern, wenn es bei ihr gestanden wäre, auch jeder künftigen Einladung zu Herrn von G**.

Dieser treffliche, in all' seinem Thun gewissenhafte Mann hatte es nämlich für seine Pflicht der väterlichen Vorsorge gehalten, sich bei ihr, der Madame Teichmann, über den Fleiß und die Aufführung seines Pfleglinges zu erkundigen. Madame Teichmann hatte nicht die Fähigkeit, eine solche Natur, wie die des jugendlich unbeholfenen, mit allen Gebräuchen der sogenannt feinen, vornehmen Welt noch unbekannten Friedreich zu

erkennen und recht zu würdigen, daher hatte sie diesen in allen Stücken verkannt. Sie schrieb an Herrn von G**, wie leid es ihr thue, daß sie ihm die angenehme Täuschung, in welcher er sich über den Studenten Lambert befunden, benehmen müsse. Dieser junge Mensch gehöre zu den leichtsinnigsten seiner Art, welche jemals ihr vorgekommen seien. Erst spät bei Nacht käme er nach Hause, in keiner anständigen Gesellschaft der Studirenden sähe man ihn, und niemand wisse, wo er sich herumtreibe. Daß aber sein Umgang ein sehr schlechter und er selber ohne Zucht und Schaam sei, das habe sich unter Anderem dadurch gezeigt, daß neulich ein Mensch zu ihm kam, welcher, nach der Versicherung eines redlichen Nachbarn, zu den verworfensten Studirenden an der Universität gehöre; ein Mensch, der in allen Lastern sich herumwälze. Diesem habe der junge Lambert all' die schönen Kleider und auch einen Theil der Wäsche übergeben, welche er durch die Wohlthätigkeit des Herrn von G** besessen, ohne allen Zweifel zu dem Zwecke, daß Jener sie verkaufen solle, damit dann beide das daraus erlöste Geld in ihrer lasterhaften Art verprassen könnten. Sie fühle sich deshalb gedrungen, den gnädigen Herrn zu warnen, daß er doch seine Wohlthaten nicht an einen so Unwürdigen verschwenden möge, denn all' ihrem Ermessen nach sei dieser Lambert ein „schlechter Mensch."

„Das ist er gewiß nicht," rief das Fräulein von G** fast mit Heftigkeit aus, als ihr Vater diesen Brief den Seinigen vorlas. Die Mutter lächelte und sah die Tochter mit bedeutungsvollem Blicke an; diese erröthete und schwieg.

„Ich muß gestehen, mein Kind," sagte der Vater, „daß ich über den jungen Lambert eben so urtheile wie

Du. Ich kann mir's durchaus nicht denken, daß ein Jüngling, der mit solcher wahrhaft rührend kindlichen Zärtlichkeit an seiner frommen Mutter hängt und von dieser spricht, wie Lambert es oft bei uns gethan, ein schlechter Mensch sei. Indeß, Madame Teichmann ist eine verständige Frau, man muß in jedem Falle untersuchen, worauf dieses scharfe Urtheil derselben sich gründe. Vor der Hand werde ich dem Lambert die Geldsendung, die schon wieder für ihn bereit lag, nicht zukommen lassen und baldmöglichst einen vertrauten Mann nach Leipzig senden, der dort genaue Erkundigungen über Alles einzieht."

Zu Friedreich's Unglück war der alte, treue Jäger, gegen den der Jüngling ein so volles Vertrauen hegte, gerade damals von seinem Herrn auf eines der Güter in der Oberlausitz gesendet worden. Hätte dieser die Botschaft übernommen, da würde sich bald jeder Verdacht, der auf dem guten Jüngling ruhete, zerstreut haben. Der Mann, dem Herr von G** den Auftrag ertheilte, die gewünschten Erkundigungen über Lambert einzuziehen, war hierzu nicht der tauglichste. Derselbe hatte zwar erst vor wenig Jahren die Universität verlassen und war dort nicht unfleißig gewesen, so daß Herr von G** ihn seinem alten Amtmanne zum Gehülfen gegeben hatte, aber einen Jüngling wie Friedreich zu beurtheilen, das vermochte er nicht. Sein erstes Geschäft war, daß er nochmals die Hausbesitzerin, bei welcher Lambert wohnte, sammt ihrer Dienstmagd und dem Nachbar, welcher den Betrüger, der von Friedreich die Kleider entlehnte, aus dem Hause gehen sah, gleichsam verhörte, dann sich selbst überzeugte, daß Lambert in seinen alten Kleidern einhergehe, und daß weder in seinem Kleiderschranke noch im

Zimmer, das er in Abwesenheit seines Bewohners sich öffnen ließ, eine Spur von den schönen Kleidern zu finden sei. Hierauf zog er auch Erkundigungen bei den Studirenden ein, welche mit Lambert dieselben Vorlesungen hörten. Und hierbei traf es sich unglücklicher Weise, daß gerade der junge Verwandte des Inquisitors, welchen dieser zunächst über den Friedreich befragte, einer von jenen Böswilligen war, die den armen Jüngling täglich mit ihren Neckereien quälten. Dieser und mit ihm zugleich mehrere seiner Bekannten, machten von Lambert nur die lächerlichste und verächtlichste Schilderung. Es war deshalb nicht zu verwundern, daß jener Mann, den Herr von G** auf Erkundigungen ausgesendet hatte, als er zu diesem zurückkam, nicht nur die Aussage der Madame Teichmann bestätigte, sondern auch noch die unrichtige Behauptung hinzufügte, daß Lambert bei allen gebildeten Studirenden in der größten Verachtung stehe, so daß jeder es sich für eine Unehre rechnen würde, nur freundlich mit ihm zu reden, geschweige gar mit ihm umzugehen.

Armer Friedreich! hättest du es ahnen können, in welchen vergiftenden Verdacht du bei einer Familie gerathen warest, die du so von ganzer Seele liebtest und verehrtest, das hätte dich vollends zu Boden gedrückt. Aber wenn das auch nicht zu deinen Ohren kam, so mußtest du doch bald die Wirkung des im Finstern schleichenden Giftes erfahren.

Die Zimmerherrin, Madame Teichmann, ließ etliche Wochen nachher Friedreich zu sich kommen. „Ich wollte Ihnen,“ sprach Sie, „nur ankündigen, daß ich zur Michaelismesse die Zimmer, welche Sie inne haben, an einen anderen Miethsmann vergeben werde. Bis zu die-

ser Zeit hat Herr von G** für Sie bezahlt, wie mir jedoch derselbe gestern schrieb, findet er sich bewogen, von nun an die Unterstützungen, welche er ihnen früher zufließen ließ, zurückzuhalten; der gnädige Herr wird deshalb von Michaelis an auch keine Miethe weiter für Sie entrichten, und Sie mögen sich nur bei guter Zeit nach einer Wohnung auf eigene Rechnung umsehen.„

In dem Tone und der Weise, womit die Hausdame diese Worte aussprach, lag für Friedreich's tief fühlendes Gemüth fast noch mehr Kränkendes, als in ihrem Inhalte. Er ging zu dem Manne, den er während der letzten, für ihn so trüben Zeit, als den einzigen, redlichen Freund erfunden hatte, zu dem Buchhändler, diesem berichtete er, was Madame Teichmann ihm angekündigt hatte. Der Landsmann stutzte ein wenig, dann sagte er: „Nun ja, ein augenblickliches Mißverhältniß mit Ihrem Wohlthäter war vorauszusehen, doch hätte ich nicht erwartet, daß derselbe sogleich seine Hand von Ihnen abziehen würde. Sie sind nun zunächst auf eigenen Broderwerb hingewiesen, und wir müssen sobald als möglich dafür sorgen, daß Sie etwas verdienen, denn da Sie von dem Gelde, das Ihnen Herr von G** gab, Ihrer armen Mutter so freigebig mitgetheilt haben, wird wahrscheinlich nicht viel mehr davon in ihrem Beutel sein.“

In dieser Vermuthung hatte sich der Landsmann nicht geirrt. Lambert that ihm Rechnung von seinem Haushalt und es fand sich, daß der redliche Jüngling auch nicht einen Pfennig unnöthiger Weise ausgegeben, noch weniger aber vergeudet hatte. Aber die Honorare für die Vorlesungen, der Ankauf einiger ihm unentbehrlichen Handbücher, der Schreibmaterialien, dann des neuen Hutes, den ihm auch jener Betrüger mit den anderen

Kleidungsstücken hinwegnahm, hatte ihn den bei weitem größten Theil seines Geldes gekostet, das Uebrige war auf die täglichen, nöthigsten Bedürfnisse des Lebens hingegangen, in Allem waren dem armen Friedreich nur noch ein Thaler und etliche Groschen geblieben.

„Wissen Sie was," sagte der Landsmann, „ich werde drei Mal in der Woche den Mittagstisch bei meiner Nachbarin, wo Sie bisher gespeist haben, für Sie bezahlen, und mir auch Mühe geben, Ihnen den Freitisch (das Convict) zu verschaffen, durch welchen auf einmal ganz für Ihre Verköstigung gesorgt sein wird. Aber es gehört noch so viel Anderes zum Leben! Sehen Sie nur, in welchem elenden Zustande Ihre Stiefeln sind, und Ihr armseliges Röckchen, an dem kein Faden Tuch mehr zum anderen halten will, mag höchstens noch für diesen Sommer ausreichen, für den Winter müssen Sie durchaus eine andere Kleidung haben."

Der wohlgesinnte Mann that noch mehr, als er sagte. Er hatte unter Anderem bei der Polizei den Diebstahl der Kleider seines jungen Freundes angezeigt und alle Anstalten getroffen, dem Thäter auf die Spur zu kommen. Wirklich wurde man auch dieses schlechten Menschen einige Monate nach jener That, bei Gelegenheit eines anderen Diebstahles, habhaft. Er hatte die Münzsammlung, welche damals bei der Rathsbibliothek war, bestehlen wollen, wurde aber dabei ertappt und kam in's Gefängniß. Alsbald fiel der wohlbegründete Verdacht auf ihn, daß er der Urheber auch anderer ähnlicher Streiche sei, über welche die Anklagen bei Gericht anhängig waren, unter Anderem des Kleiderdiebstahles. Er gestand Alles mit großer Frechheit, aber was half sein Geständniß? Friedreich's Anzug war von ihm an einen Hausirer verkauft worden,

der mit Band und ähnlichen Gegenständen handelte, und, so viel man vermuthen konnte, aus dem Hannöverischen gebürtig war. Der freche Betrüger ward jetzt freilich in ein Zuchthaus gebracht, die Folgen seiner bösen That aber wirkten noch lange, in sehr schmerzlicher Weise, auf Lambert's Lebensgang fort.

Auch nach einem kleinen Erwerbe für Friedreich hatte der redliche Landsmann sich umgesehen. An Correcturen, die er demselben zuwies, war doch schon so viel gewonnen worden, daß Friedreich einige der nothwendigsten Verbesserungen an seinen Kleidungsstücken davon bezahlen konnte; auch eine Unterrichtsstunde hatte sich gefunden, für welche freilich nur sehr spärlich bezahlt wurde, die aber dennoch einen Beitrag zum täglichen Brode gab. Durch einen sonderbaren Zufall waren es die Kinder desselben Notarius, der in dem Logis wohnte, das der Kleiderdieb fälschlich als das seinige aufgeschrieben hatte, welchen Friedreich jene Unterrichtsstunde ertheilte.

Aber nicht allein die Sorge, sich Das, was er zum Leben brauchte, selber zu verdienen, sondern auch jene, in allen Ausgaben auf's Möglichste zu sparen, lag dem gewissenhaften Jüngling sehr am Herzen. Nur an den drei Tagen in der Woche, an denen sein gütiger Landsmann für ihn den Mittagstisch bezahlte, vergönnte er sich warme Speisen, an den anderen Tagen genoß er nur ein Stück Brod, zu welchem zuweilen ein wenig Obst, oder auf's Höchste ein Glas Milch, die Zukost bildete.

Es war nicht diese Beschränkung in den Nahrungsmitteln, was um diese Zeit Friedreich's vorher so blühende Gesichtsfarbe bleichte, und seine Gestalt so sehr verfallen machte, daß ihn der Landsmann oft deshalb mit Mitleid betrachtete, denn er war ja von Kindheit auf

an das arme Leben gewöhnt, und gerade bei diesem am blühendsten gewesen, sondern Das, was ihn leiblich so herabbrachte, war eine innere Bewegung des Gemüthes. Dem tieffühlenden Jünglinge, der in seiner Heimath von Allen, die ihn kannten, geliebt worden war, that die Lieblosigkeit und Kälte wehe, mit welcher er da in der fremden Stadt von allen Menschen, außer von seinem Landsmanne und dem alten Gärtner aus Lindau, behandelt wurde. Solche Seelen, welche lange Zeit in einem Verkehre der Liebe mit wohlwollenden Menschen gelebt haben, sind, wenn sie auf einmal in einen Kreis gerathen, wo ihnen diese Liebe fehlt, in geistiger Art noch schlimmer daran, als jene Südländer, die aus einem reichen, warmen Lande auf einmal in das arme, kalte Lappland oder Grönland versetzt werden. Friedreich war sich bewußt, daß er keinen dieser Menschen, selbst in seinen Gedanken, beleidigt habe, und doch sah er sich so verspottet, so verächtlich behandelt, selbst von der Dienstmagd seines Wohnhauses! Dennoch konnte in seinem Herzen kein Haß und selbst kein Argwohn gegen die Menschen aufkommen, wohl aber eine gewisse ängstliche Scheu und Furcht, die seinem sonst so offenen, zutraulichen Wesen einen ganz fremden Anstrich gab. Wer ihn durch die einsamsten, abgelegensten Gäßchen so hindurcheilen sah; wer es wahrnahm, wie er, namentlich den vornehmer gekleideten Menschen so sorgfältig auszuweichen suchte, der konnte leicht auf den Gedanken gerathen, daß dieses scheue Benehmen die Folge eines bösen Gewissens sei. Wenn er jetzt mit Anderen beisammen war, da wagte er es nicht, ungefragt ein lautes Wort zu reden; in seiner Wohnung getraute er sich nicht mehr von der mürrischen Dienstmagd ein Glas Wasser zu begehren, sondern holte sich selber

am Brunnen sein Getränk, auch hatte er schon lange, seitdem er den Unwillen bemerkte, mit dem man ihm des Abends die Thüre öffnete, jene allerdings nicht ganz zu billigende Unordnung eingestellt, zu welcher seine Leselust ihn verführt hatte. Er blieb jetzt niemals länger unter den Büchervorräthen seines Landsmannes sitzen, als bis die Abenddämmerung eintrat, dann begab er sich auf sein Zimmer und brachte da den Abend in stiller Geschäftigkeit zu. Die Hausdame und ihre Vertraute, die Dienstmagd, als sie diese löbliche Veränderung bemerkten, waren weit entfernt, sie zu Lambert's Besten zu deuten. „Der schlechte Gesell," sagte die Magd, „wird wahrscheinlich keinen Pfennig mehr haben, um ihn mit seinen Trinkgenossen oder an anderen bösen Orten zu verprassen, da bleibt er zu Hause und flickt sich seinen alten Rock." Und was die letztere Vermuthung betraf, so war diese, wenigstens für manche Abende, nicht ganz ungegründet; denn der alte Rock, den der Herr Landrichter schon vor dreißig Jahren auf mancher Jagdparthie in Regen und Sonnenschein getragen, und dem nun auch Friedreich wieder so rüstig mit seinen jungen Gliedern zugesetzt hatte, war an Tuch und Nähten so morsch geworden, daß bald hier, bald da sich eine Oeffnung aufthat, welche der Besitzer desselben bei dem Scheine der nächtlichen Lampe wieder zunähen mußte.

Eine Kränkung von ganz besonderer Art kam dem armen Friedreich noch im Verlaufe dieses Sommers. Die Dienstmagd, wie es schien, geflissentlich, um ihm damit wehe zu thun, erzählte ihm, als er eines Tages aus den Vorlesungen nach Hause kam, daß Herr von G** bei ihrer Dame gewesen sei. Er habe sich mehrere Tage mit seiner Familie in Leipzig aufgehalten, vor einer

Stunde aber sei er nach der Lausitz abgereist. — „Hier gewesen,“ dachte Friedreich ganz betrübt, „und hat sich so gar nicht um mich bekümmert!“

Aber so traurig uns auch die damalige Lage des guten Lambert erscheinen muß, hatte sie dennoch auch ihre Freuden, und zwar Freuden von ungleich höherer Art, als das äußere Glück und der Reichthum sie gewähren können. Wer dem Jünglinge auf manchem seiner einsamen Spaziergänge, welche meist nach jener Richtung hingingen, in welcher sein Vaterland und der Wohnort seiner lieben Mutter lagen, hätte können in sein bleiches Angesicht schauen, der hätte darin einen Ausdruck von stillem Frieden, ja von Seligkeit, gelesen, den man nur selten im Angesichte des Menschen sieht. Mitten in seiner damaligen Noth und Armuth genoß er dann Stunden der Weihe für seinen künftigen, ihm noch unbekannten Beruf, und einen Vorschmack des Glückes, das ihn, zwar am sichersten da, wo nun sein lieber Vater und der theure Lehrer, Georg Schmid, waren, erwartete, von welchem ihm aber auch noch diesseits des Grabes etwas beschieden werden sollte. Ohne jene schwere Schule der Leiden wäre Lambert Das nicht geworden, was er später ward.

Einen Blick in die damalige Stimmung seines Herzens läßt uns ein Brief thun, welchen Friedreich in dieser Zeit an seine Mutter Gertraud schrieb und den wir hier mittheilen.

„Ich habe jetzt schon lange nicht mehr geschrieben, aber wenn ich an meine liebste Mutter nur denke, und ich denke ja täglich und stündlich an sie, so ist das meinem Herzen ein großer Trost. Ja, meine liebste Mutter, ich habe noch niemals so viel und mit solcher Liebe an Sie gedacht als jetzt. Wenn ich am Nachmittag ein we-

nig Zeit habe, da gehe ich hinaus vor das Thor und gehe dort auf den Weg, der nach Kempten führt, und freue mich, daß ich dann ein wenig näher zu meiner liebsten Mutter komme, und denke, ach, wäre ich doch bei ihr, wie wollt' ich mich jetzt mit Gottes Hülfe als ein gutes Kind an ihr erweisen."

„Ja, meine liebste Mutter, ich denke viel an Sie, und sehne mich von Herzen nach Ihr, aber ich kann auch sagen, ich denke viel an meinen Gott, und meine ganze Seele sehnet sich nach Ihm, dem lebendigen Gott. Noch niemals in meinem ganzen Leben habe ich so viel an Ihn gedacht, so sehnlich nach Ihm und Seiner Gnade verlangt, und mein Sehnen ist nicht umsonst gewesen, er tröstet mich, wie Einen seine Mutter tröstet; wenn ich aufwache, da ist Er bei mir und ich bei Ihm, wenn ich einschlafe, da sind wir auch noch beisammen. Meine liebste Mutter klagt in Ihrem letzten Briefe darüber, daß Sie nicht bei mir sein und mir ihre Mutterliebe beweisen kann; Sie soll sich darüber nicht betrüben, denn ich habe einen Freund bei mir, täglich und stündlich, dessen Liebe noch höher ist als die Mutterliebe."

„Es geht mir jetzt freilich im Aeußerlichen etwas schlimm, und ich bin hier an diesem fremden Orte wie ein einsamer Vogel auf dem Dache, aber wenn ich auch noch sonst Manches von Dem erfahren muß, was im 102ten Psalm steht, so wird doch auch Das an mir wahr, was in dem 18ten Verse gesagt ist: „Er wendet sich zum Gebete der Verlassenen und verschmähet ihr Flehen nicht." Wenn ich mich fürchte vor den Menschen, und wenn mir's sonst bange ist, da ist mir es, als spräche mein Gott zu mir: was fürchtest du dich, und warum ist dir bange? Bin ich nicht bei dir und beschirme, halte und

trage dich? Dann bin ich immer wieder getrost, und in manchen Stunden ist mein Herz so mit Freuden überschüttet, daß ich nur Lob- und Danklieder singen und meines Gottes Güte und Treue mit lauter Stimme preisen möchte. Darum soll meine liebste Mutter keine Sorge um mich haben, es wird mir immer so gehen, wie Gott es will, und das kann ja nicht anders als gut sein. Ich verdiene mir jetzt auch mein täglich Brod mit allerhand kleinen Arbeiten bei der Buchhandlung und mit Stundengeben."

„Wie mir's so eigentlich diesen Sommer hier gegangen ist, das werde ich meiner liebsten Mutter schon noch erzählen. Es ist ja genug, daß Sie weiß, daß ich mich noch treu und fest — ja fester als jemals — an den Herrn halte, daß ich meine einzige Lust an Ihm habe, wie kann mir es da anders als wohl gehen."

„Die Frau Landrichterin bitte ich auf's Schönste von mir zu grüßen und ihr zu sagen, daß ihr Herr Bruder hier mein bester, liebster Freund ist, der mir täglich seine Güte und Freundlichkeit erweist."

„Meine ganze Seele ist bei meiner liebsten Mutter, der ich im Geiste die Hand tausendmal, inniglich küsse."

Ihr dankbarer Sohn

Friedreich Lambert.

In der Antwort, welche Friedreich auf diesen Brief einige Zeit nachher von Mutter Gertraud erhielt, hieß es unter Anderem:

Mein lieber Friedreich.

„Ueber Deinen Brief habe ich viel geweint. Denn ein Mutterherz vernimmt gar leise, und obgleich Du mir's nicht genau schreibst, habe ich doch verstanden, daß Du in großen Sorgen und Betrübniß bist. Aber Du weißt ja

auch, an wen Du glaubest, und ich hab Dir's oft erzählt, wie Dein seliger Vater, als er auf seinem letzten Krankenlager sehr große Schmerzen litt, immer die Worte zu mir sagte: was sind dieser Zeit Leiden gegen die Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden! Ja, mein lieber Friedreich, über Nacht währet das Weinen, aber am Morgen kommt die Freude und das Lachen."

„Du mein liebes, einziges Kind, wie gern wollt' ich all' Deinen Jammer und Deine Sorgen auf mich nehmen. Aber ich trage sie ja auch, unter vielen Thränen, auf meinem Herzen, und trage sie im Gebete für Dich zum lieben Gott hin, und der nimmt sie mir ab."

„Nun, so sei getrost, mein Sohn, und unverzagt, Er, der Gott Deiner Väter; Abrahams, Isaak's und Jakob's Gott, wird Dich auch in der Fremde nicht verlassen noch versäumen. Er wird Dich an Seiner Hand führen und leiten. Und es ist gut, daß Du schon jetzt in Deinem Herzen die Loblieder anstimmest, denn die Stunde wird gar bald kommen, wo sich Dein Leid in lauter Freude verkehren wird."

„Ach, schreib' mir doch bald wieder. Denn wenn mir so bang nach Dir ist, da lese ich Deine Briefe, und den einen kann man schier nicht mehr lesen, so oft haben meine Augen ihn vor sich gehabt und benetzt."

„Die Frau Landrichterin läßt Dir herzlich für Deinen Gruß danken und wünscht Dir viel Glück und Segen. Wie gern ging ich zu Dir und sähe Dich einmal wieder; wenn's nur nicht so weit und ich so alt und schwach wäre. Ich gesegne Dich tausendmal, Du meines Herzens Freude, mein liebster Sohn."

Deine getreue Mutter

Gertraud.

Der Sommer, und mit ihm das erste Halbjahr der Vorlesungen, nahete sich seinem Ende; ein angenehm kühlender Wind erging sich über die Stoppeln und über die frisch umgepflügten Aecker; einzelne Vorposten des Heeres der Zugvögel ließen sich schon an den mit reifen Saamen gefüllten Disteln und auf den Feldern des Hanfes sehen, da machte sich an einem heiteren Sonntag Nachmittag auch Friedreich auf, zu einer kleinen Wanderung durch die südwestliche Umgegend der Stadt. Er war jetzt schon mehr daran gewöhnt, selbst an Sonn- und Festtagen in seinem armseligen Rocke einherzugehen, denn einen Sonntagsgottesdienst in der Kirche des alten Pfarrers** zu versäumen, dazu konnte ihn schon in der ersten Zeit nach seiner Beraubung die falsche Schaam nicht bewegen. Auch seine Mitstudenten waren es am Ende müde geworden, einen Menschen ohne Aufhören zu necken, der ihren Angriffen nichts entgegensetzte, als ein ernstes Schweigen, und der ihnen durch seinen ungewöhnlichen Fleiß eine unwillkürliche Achtung abnöthigte. So war Friedreich allmählig wieder zu jener Stimmung zurückgekehrt, in welcher er sich auf der Fußreise von Kempten nach dem Thüringer Walde, vor seiner Bekanntschaft mit Herrn von G** und vor seiner Erhebung zu unerwartetem Glücke, befunden hatte. Zu der Stimmung eines leiblich wie geistlich Armen, welcher nichts begehrt, als Das, was ihm Gottes Güte zur täglichen Nothdurft verleiht; nichts sorgt, sondern Alles hofft, Alles glaubt. Er dachte mit inniger Dankbarkeit gegen Gott an Das, was ihm in den letzten Tagen Gutes geschehen war; denn aus der Buchhandlung, an welcher sein Landsmann das Geschäft führte, hatte er für seine, seit einem Monate gefertigten Correcturarbeiten mehrere Thaler ausgezahlt bekommen, und in demselben

Hause, in welchem der Buchladen sich befand, war ihm für das nächste Winterhalbjahr um überaus billigen Preis die Miethe eines Zimmers zugesprochen worden, das eine Aussicht weithin über die Dächer und Felder hatte, weil es fünf Treppen hoch, unter dem Dache des Hinterhauses, und dieses selber am Stadtgraben, gelegen war. „Wie herrlich wird das sein," so träumte sich's der immer in Hoffnung Glückliche, „wenn ich aus meinem stillen Zimmer, dessen Fenster nach Osten stehen, die Morgendämmerung heraufflammen, und die Sonne, so wie bei Nacht die Gestirne, aufgehen sehe. Und wenn ich dann bei keiner so vornehmen Madame Teichmann bin, keine so mürrische, hochfahrende Köchin mehr sehe, und ungestört, denn ich wohne ja dann in demselben Hause, bei meinem guten Landsmanne, der so gern lange aufsitzt, bleiben kann bis Mitternacht. Was will ich mir da, in den Abendstunden, so viel verdienen mit Correcturarbeiten. Dann bleibt mir genug übrig, so daß ich meiner lieben Mutter Gertraud wieder Etwas schicken kann."

Der Gedanke an eine solche Möglichkeit erfüllte ihn mit so großer Freude, daß ihm der Himmel lieblicher blau denn gewöhnlich, jedes Blümlein herrlicher vorkam; er setzte sich am Rande eines Buchenwäldchens nieder, und zog eines der beiden Bücher hervor, die er zu seiner heutigen Wanderung mit sich genommen hatte. Er las und schaute dazwischen wieder hinaus auf die sonnigen Wiesen und auf die weite Ebene der Fluren. Da erinnerte ihn der stärker aufwachende Hunger daran, daß er heute noch nichts zu Mittag genossen habe, und er machte sich auf, hinab nach einem Wirthshause, das am Ende des Waldrandes, an der großen Straße lag.

In der Laube, unter der großen Linde, hoffte er

einen Platz der ungestörten Ruhe zu finden; dahin ließ er sich seine Milch sammt dem Brode bringen, und hier saß er, aufmerksam in einem seiner Bücher lesend, als ein ältlicher Herr zu ihm hereintrat, in dessen Mienen, bei allem Ausdrucke der Güte, etwas Gebietendes lag. Friedreich wollte in höflicher Ehrerbietung aufstehen und dem Herrn die Laube allein überlassen, da rief dieser in einem Tone, der an das Gehorchen der Anderen gewöhnt schien: „Sitzen bleiben und keine Umstände machen." Der Jüngling setzte sich wieder und las nach einigen Augenblicken des Einhaltens in seinem Buche weiter. Ein Bedienter brachte jetzt dem Herrn aus der Chaise, in welcher derselbe, ohne daß Friedreich es bemerkt hatte, in den Hof des Wirthshauses hineingefahren war, eine Flasche Wein und etwas kalte Küche; die Wirthin fügte, während die Pferde gefüttert wurden, zu jenen mitgebrachten Speisen einige leicht bereitbare Gerichte aus ihrer Küche.

Friedreich beeilte sich jetzt, um mit seinem Glase Milch fertig zu werden und der vornehmen Gesellschaft zu entkommen, da fragte ihn der Herr: „was liest man da für Bücher?" Der Jüngling zeigte schüchtern sie hin, das eine war von Herder, das andere war eine Biographie aus der Hand des Johann Michael Sailer. — „Gute Bücher, sagte der Herr, welche in unseren Tagen selten von jungen Leuten gelesen werden. Wer sind Sie und woher?" — Friedreich beantwortete bescheiden diese Fragen, aber bei diesen allein blieb der sonderbare Herr nicht stehen. Er zog durch eine Menge anderer Fragen den Jüngling in ein so langes Gespräch hinein, und wußte so meisterlich jene Gegenstände aufzufinden, über welche Friedreich am liebsten sprach und am besten zu sprechen

wußte, daß dieser zuletzt seine ganze Schüchternheit ablegte und mit dem guten Herrn so zutraulich sprach, als wären sie beide schon lange alte Bekannte. Ein inneres Gefühl, das sich nicht getäuscht hatte, sagte ihm, daß diesem Fremden eben Dasselbe heilig sei und theuer, was auch ihm dieses war, und daß sie beide Wanderer auf gleichem Wege, nach gleichem Ziele seien. Auch der Herr seinerseits schien ein Wohlgefallen an dem Jünglinge und an seinem Gespräche zu finden; er schrieb sich den Namen und die Wohnung desselben in Leipzig, sowohl die jetzige als jene, welche Friedreich in einigen Wochen beziehen wollte, auf, und empfahl sich hierauf höflich. Friedreich sah ihn noch in den Wagen steigen, fragte dann die Leute im Wirthshause, wer der Herr gewesen sei? diese aber wußten nichts Näheres von ihm, als daß er schon einige Male hier gehalten habe, daß aber aus seinem Bedienten nichts zu erfragen wäre. „Ich meine, er ist ein Fürst," sagte der Hausknecht, indem er den schönen, neuen Thaler betrachtete, den ihm beim Abfahren der vornehme Herr dargereicht hatte.

Wenn auch dieses Begegnen an sich selber nur als ein unbedeutender Vorfall zu achten war, hatte es dennoch unserem armen Studenten zur Erheiterung und geistigen Stärkung gereicht. „Die Studenten in Leipzig und meine Hausleute," so dachte er, „behandeln mich so verächtlich, und dieser vornehme Herr, der vielleicht ein Graf oder gar ein Fürst war, ist so gütig und freundlich gegen mich gewesen." Beim Nachhausekommen konnte er nicht satt werden, das Gespräch des guten Herrn mit ihm, alle Fragen desselben und seine Antworten darauf, dem Landsmanne zu erzählen und wieder zu erzählen.

Noch eine andere geistige Stärkung war dem, durch

so manche unverdiente Demüthigung niedergebeugten, Jünglinge nur wenige Tage nach seinem Zusammentreffen mit dem vornehmen Herrn, bereitet. Jener Lehrer, dessen Vorlesungen Friedreich in diesem Sommerhalbjahre am liebsten, ja mit wahrer Begeisterung, gehört hatte, wollte, wie er dies öfters pflegte, den Fleiß und das Verständniß seiner Zuhörer durch eine Aufgabe prüfen, die er ihnen zur schriftlichen Bearbeitung überließ. Diese Aufgabe war von solcher Art, daß sie Jedem, der dies vermochte, Gelegenheit gab, den wesentlichsten Inhalt der ganzen Vorträge des Lehrers, während des verflossenen Halbjahres, in einen lichten Ueberblick zu stellen, und zugleich hierbei die Kraft des eigenen Urtheilens und Denkens zu zeigen. Auch Friedreich hatte sich mit Liebe und großem Fleiße an die Bearbeitung jener Aufgabe gemacht, und seine Arbeit, ohne sich irgend einen Erfolg davon zu versprechen, zur rechten Zeit eingereicht. Als der Tag kam, da jene Versuche der jugendlichen Federn von dem Lehrer geprüft werden sollten, hatte sich Friedreich wie gewöhnlich in die hinterste der Reihen, halb von einer Säule verdeckt, hingesetzt. Der Lehrer, nachdem er die größere Hälfte der eingereichten Arbeiten, ohne ihrer nur zu erwähnen, als ungenügend zur Seite gelegt hatte, sprach sich mehr oder minder lobend, zugleich aber auch, wo es Noth that, aushelfend und zurechtweisend über die besseren Arbeiten aus. Noch war die unseres Friedreich nicht erwähnt, und dieser war keiner anderen Meinung, als daß sein Aufsatz gleich Anfangs unter den ungenügenden beseitigt worden sei. Auch die anderen Zuhörer rüsteten sich zum nahen Hinweggehen aus dem Hörsaale, denn die Stunde hatte geschlagen, da sprach der Lehrer: „Ich bin mit meiner Beurtheilung Ihrer

Aufsätze noch nicht am Ende. Der vorzüglichste von allen, eine Arbeit, die ich mit wahrhafter Freude gelesen habe, weil ich in ihr erkannte, welche Frucht meine Vorträge dann zu bringen vermögen, wenn sie auf ein wirklich gutes Feld fallen, liegt hier noch vor mir; es ist die des Herrn Friedreich Lambert aus Kempten. Ich bitte diesen, mir persönlich noch unbekannten Herrn, sich zu mir her zu bemühen an das Katheder, damit ich ihm hier dieses Buch, als Zeichen meiner Freude an seiner Arbeit und meiner besonderen Achtung, überreichen könne."

Die Augen des Lehrers suchten den Verfasser des Aufsatzes vergeblich unter den wohlgekleideten, vorne an sitzenden Zuhörern: keiner unter diesen erhob sich, dagegen kam von der letzten Reihe der Sitze, hinter der Säule hervor, der armselig gekleidete Friedreich, der sich demüthig dem Lehrer nahete. Dieser reichte ihm die Hand, sprach dann dem armen, schüchternen Jünglinge einige Worte der Ermuthigung und Aufmunterung zu und gab ihm zum Geschenke eines seiner eigenen, kostbaren Werke, dessen Besitz Friedreich sich längst ersehnt und gewünscht hatte. Mit dem Versprechen, daß er Gelegenheit suchen werde, ihn näher an sich zu ziehen, entließ er den Jüngling und schloß die heutige Lehrstunde. Friedreich in seiner gewöhnlichen, demüthigen Weise ging durch die Schaar seiner Studiengenossen hinaus; es wagte von nun an keiner von diesen es mehr, seiner zu spotten, auch bei den Rohesten unter ihnen hatten ihn die Worte des allgemein geehrten Lehrers in eine Achtung gesetzt, welche durch sein anspruchloses Benehmen nur noch mehr verstärkt und befestigt wurde. So begann allmählig für den tief Erniedrigten auch wieder die Zeit einer

Aufrichtung und Erhebung, welche jetzt, nach der guten Schule der Demüthigung, die er durchlaufen hatte, seiner Seele keine Gefahr mehr bringen konnte.

Ungefähr 14 Tage vor Michaelis ließ ihn seine Hausdame, die M. Teichmann, zu sich kommen. Sie fragte ihn, ob es ihm nicht möglich sei, sein Zimmer etwas vor dem bestimmten Termine zu räumen, sie wolle gern im Gelde ihn entschädigen, ein vornehmer Herr wolle die ganze Etage miethen, in der seine beiden Zimmer lagen, und da bedürfe es noch mehrerer Reparaturen und neuer Einrichtungen. Friedreich wußte, daß sein kleines Zimmer im Hause des Buchladens schon leer stand, mit Vergnügen versprach er der Madame Teichmann, noch heute auszuziehen, und zwar ohne dafür die mindeste Entschädigung anzunehmen. Er hatte seine Hausdame noch niemals so freundlich gesehen, als bei dieser Gelegenheit; in gutem Frieden schieden beide von einander; mit Freuden, als sei es ein gelobtes Land, zog er in sein stilles, armes, dabei aber sauberes Dachstübchen ein.

Wenige Tage nachher sah man vor der Brücke, die in den Garten führt, in welchem Friedreich öfters, bei seinem alten Lindauer Gärtner ein Glas Milch trank, einen ungewöhnlichen Zusammenlauf von Menschen. „Was gibt es da?" fragte ein Herr, der mit seiner Gemahlin am Arme so eben vorbeiging. „Es ist ein Kind in's Wasser gefallen und ertrunken," sagte ein in der Nähe stehendes Weib. — „Es ist das Kind des Hofrath** " sagte ein anderes. Mit einem Schrei des Entsetzens fiel die Dame halb ohnmächtig in die Arme ihres Gemahles, denn das Kind war ihr eigenes Kind. — „Beruhigen Sie sich," sagte ein Mann, der so eben aus dem Gar-

ten über die Brücke herüber kam, und im Vorbeigehen hörte, was der Dame geschehen sei, „das Kind ist gerettet, ist munter und wohlauf, nur etwas erschrocken und erkältet, was jedoch ohne alle üble Folgen sein wird. Wenn Sie sich selbst davon überzeugen wollen, treten Sie nur herein in das Vorderhaus, in die Wohnung des Gartenbesitzers."

Die beiden Eltern eilten über die Brücke hinüber; sie fanden ihren kleinen Liebling, einen munteren Knaben von vier Jahren, einstweilen in das Gewand eines Kindes der Hausfrau gekleidet, ganz fröhlich unter seinen Geschwistern und den Kindern des Hauses da sitzen, während die Kindswärterin, durch deren Fahrlässigkeit das Unglück geschehen war, noch immer vor Schrecken zitternd und bleich daneben stand. Als der Kleine seine Eltern sah, sprang er munter auf sie zu und rief: „ich war im Wasser bei den Fischlein; husch, da war's kalt."

„Ja," sagte die Gemahlin des Gartenbesitzers, „jetzt ist freilich aus dem Weinen ein Lachen geworden, aber es hätte gar leicht einen traurigen Ausgang nehmen können." — „Denken Sie," sagte sie leise, damit das Kind, das auf den Armen des Vaters fröhlich mit diesem schwatzte, es nicht hören möchte, zur Mutter: „der Kleine war schon ganz ohne Besinnung und blau im Gesichte, wie ein Erstickter, als man ihn hier hereinbrachte; die Augen schienen gebrochen, wie bei einem Todten, man bemerkte keinen Odem noch Pulsschlag mehr. Doch das Frottiren mit warmen Tüchern rief das junge, frische Leben gar bald wieder zurück." — „Man kann Gott nicht genug danken," fuhr sie mit lauterer Stimme fort, „daß der junge Mensch gerade zur rechten Zeit über die Brücke kam, welcher, ohne sich einen Augenblick zu besinnen,

hinein in's Wasser sprang und den Kleinen, den der Fluß schon eine große Strecke mit sich fortgerissen hatte, ergriff. Der arme Mensch hat sich in seinem Eifer, das Kind zu retten, auf einen Pfahl aufgestoßen und hart verwundet, darum dürfen Sie nicht erschrecken, wenn Sie dort das viele Blut an dem nassen Kleidchen ihres Kleinen sehen; es ist nicht Blut von dem Kinde, sondern von dem Menschen, der es aus dem Wasser gezogen hat."

„Und wer war dieser Retter unseres Kindes?" fragte der Vater, der bei dem letzten Theile des Berichtes sehr aufmerksam gewesen war.

„Ich kenne ihn nicht," sagte die Hausfrau, „ich sah ihn nur, als er das Kind zu uns hereintrug, es ist ein junger Mensch, der, seiner Kleidung nach, gerade nicht zu den Bemittelten gehört. Nachdem er uns noch bei dem Wärmen und Frottiren des Kindes behülflich gewesen, und dieses wieder hatte aufleben sehen, verlor er sich aus unserer Mitte, ich weiß selbst nicht wohin."

„Unser alter Gärtner wird den Menschen wohl kennen," sagte der älteste Knabe des Hauses, „denn bei diesem sah ich ihn manchmal im Garten; ich will gehen und mich erkundigen."

Während der Knabe auf diese Erkundigung ausging, trat die Kindswärterin weinend zu ihrer Herrschaft hin und bat diese in tiefer Reue um Vergebung. Sie hatte sich durch die Bitten einer anderen ihr befreundeten Kindsmagd bewegen lassen, außer den vier Kindern ihrer Herrschaft auch noch die Aufsicht über drei andere, fremde Kinder auf so lange zu übernehmen, bis ihre Freundin einen nahen Gang gemacht hatte. Unter den fremden Kindern war eines, das noch nicht laufen konnte, unter

denen ihrer Herrschaft ein gleiches; so nahm sie auf jeden Arm eines und eilte, über die Brücke hinüber, dem Garten zu, wo sie ihrer doppelten Bürde an einem Grasplatze sich zu entledigen hoffte. Aber, indem sie so auf beiden Armen trug, hatte sie den kleinen Gustav von ihrer Hand lassen müssen, welcher, anstatt ihr und den beiden älteren Geschwistern in den Garten zu folgen, von der Brücke hinweg an's jenseitige, freie Ufer des Flusses lief, und hier, niemand hatte gesehen, durch welchen Zufall, in's Wasser stürzte. Freilich hatte die Wärterin, als sie am Eingange zum Garten sich noch einmal umsah und den Kleinen nirgends, nach einigen Augenblicken aber schon unterhalb der Brücke im Wasser erblickte, ein lautes Angstgeschrei erhoben, aber dieses wäre wohl vergebens gewesen, wenn nicht unter den vielen unentschlossenen Augenzeugen alsbald der eine entschlossene erschienen wäre.

Die Eltern fühlten sich in diesem Augenblicke zu glücklich über die Rettung ihres Kindes, als daß sie der reuigen Wärterin hätten ein hartes Wort sagen mögen. Man gewährte ihr Vergebung und zugleich die Hoffnung, daß sie, wenn auch nicht mehr als Pflegerin der Kinder, doch auf andere Weise im Dienste ihrer guten Herrschaft bleiben dürfe.

Indeß war der Sohn der Hausbesitzerin zurückgekommen. „Der Mensch," sagte er, „der das Kind aus dem Wasser gezogen hat, ist noch außen bei dem alten Gärtner, der ihm so eben seine Kopfwunde verbunden hat. Er ist ein Student aus Kempten; ich habe ihn ersucht, zu Ihnen hieher zu kommen."

Es wird unnöthig sein, den Lesern zu sagen, wer der rüstige Wasserspringer gewesen sei, welcher die ihm

selber sehr unbedeutend erscheinende That gethan hatte. Es war kein Anderer als unser Friedreich, welcher nur, ehe er mit Anstand vor der Herrschaft, die ihn rufen ließ, erscheinen konnte, noch andere, schmerzlosere Verletzungen als die seines Kopfes, jene an seinem alten Rocke, zu verbessern hatte, welchem durch den Sprung ein großer Schaden geschehen war. Hätte der Jüngling gewußt, wessen Kind der von ihm gerettete Knabe sei, er würde sich ungleich mehr über seine heutige Menschenfischerei gefreut haben. Aber so eben erfuhr er dies auch; der Vater des Kindes, dem der Gerufene zu lange außen blieb, trat in die kleine Wohnung des Gärtners hinein und Friedreich erkannte in ihm den theuren Lehrer, der ihm neulich durch die Würdigung seiner Arbeit einen so großen Trost gewährt hatte; der Lehrer aber erkannte in dem Retter seines Kindes den Jüngling, der ihm unter allen seinen Zuhörern als der ausgezeichnetste und beste erschienen war. Er umarmte den schüchternen Friedreich. „Seit mehreren Tagen," sagte er, „dachte ich daran, wie ich Sie in mein Haus und in den Kreis meiner Familie einführen wollte, denn Sie sind meinem Herzen, von unserer ersten Bekanntschaft an, sehr nahe gekommen; nun führt uns heute, uns beiden unerwartet, eine höhere Hand zusammen, deren Wink ich dankbar anerkenne. Sie haben meinem kleinen Sohne das Leben gerettet, Sie selber sollen mir von nun an wie ein lieber Sohn sein, und ich werde mich Ihrer mit väterlicher Vorsorge annehmen. In diesem Augenblicke eile ich, um Ihnen einen Arzt zu senden, der Ihre Kopfwunde genauer untersuchen und hülfreich behandeln soll; sobald Sie können, kommen Sie zu mir in mein Haus."

So sehr auch Friedreich sich die ärztliche Hülfe ver-

bat, mußte er dennoch sich dieselbe gefallen lassen. Der Wundarzt fand die Verletzung nicht tief gehend und ganz gefahrlos; er entließ den Jüngling mit einem leichten Verbande in seine Wohnung. Der Professor, welcher seit heute an dem jungen Lambert ein ganz besonderes Interesse nahm, beschloß, ehe er einen weiteren Schritt für ihn thäte, sich erst noch genauer über ihn zu erkundigen. Ein Glück für ihn war es, daß Friedreich nicht mehr bei Madame Teichmann zur Miethe war, sondern in dem Hause wohnte, da auch sein redlicher Landsmann, der Buchhändler, seine Wohnung hatte. Diesen, als den Geschäftsführer der Buchhandlung, in deren Verlag die meisten seiner Bücher erschienen waren, kannte der Professor seit mehreren Jahren sehr genau; er sprach am anderen Morgen bei ihm zu und, nachdem er mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen, bat er ihn, er möge ihm mit gewissenhafter Treue alles Das berichten, was er von dem Studenten Lambert aus Kempten wisse. Der Buchhändler erfüllte treulich den Wunsch des verehrten Mannes, er erzählte ihm Alles, was er von den Eltern, von der Erziehung und Jugendgeschichte des Friedreich wußte, rühmte seine fromme Sittlichkeit, seinen Fleiß, erwähnte die Züge seiner kindlichen Liebe gegen die arme Mutter, verschwieg aber auch den unbedachtsamen Streich mit dem Kleidverleihen nicht, wodurch sich Friedreich in so großes Ungemach gestürzt hatte.

„Das ist freilich," sagte der Professor, „Taubeneinfalt, ohne Schlangenklugheit, aber zugleich mahnt uns auch ein solches in unseren Tagen seltenes Beispiel von argloser, frommer Kindlichkeit an den Spruch: so ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Reich Gottes eingehen. In der That, dieser Mensch

ist, bei all' seinen menschlichen Schwächen, ein solches Kind; er ist ein Kind Gottes. Nun, ich habe es ihm versprochen und ich halte, getrieben von herzlicher Zuneigung, mein Versprechen: ich werde nach Kräften väterlich für Lambert sorgen. Es bedarf hierzu nicht einmal eigener großer Opfer, sondern zum Theil nur einer Benützung der fremden Mittel, die mir zu Gebote stehen. Einen Freitisch im Convict soll er mit dem Anfange des nächsten Monates haben. Vor der Hand lasse ich Ihnen hier dieses Geld zurück, damit Sie dem armen Menschen baldmöglichst eine anständige Kleidung dafür besorgen können. Ich bin kein reicher Herr von G**, darum kann auch der Anzug, den Sie hier für diese kleine Summe erwerben werden, kein so prachtvoller sein, als, nach Ihrer Beschreibung, der gewesen sein mag, um welchen sich Lambert auf so kindisch unbeholfene Weise hat betrügen lassen. Indeß weiß ich, es wird dem wackeren jungen Manne in einem einfach bürgerlichen Aufzuge eben so wohl, ja noch wohler zu Muthe sein, als in dem Staatsrocke, der ihm so viel Wehe gebracht hat."

Der Buchhändler dankte herzlich für die Wohlthat, welche seinem jungen Freunde widerfahren sollte, und als Friedreich, welcher jetzt, seitdem die Ferien begonnen hatten, fast den ganzen Tag auf seinem Zimmer arbeitete, am Abende herabkam in den Buchladen, da vernahm er mit dankbarem Staunen, was heute so Großes an ihm und für ihn geschehen sei.

Die neuen Kleider waren nach wenig Tagen fertig: sie waren von jener einfachen, prunklosen Beschaffenheit, welche dem Wesen wie den Wünschen unseres Kemptner Studenten am meisten zusagte. Er konnte sich doch nun auch wieder mit Anstand in einer vornehmeren Familie

sehen lassen; sein erster Gang in dem neuen Rocke war nach dem Hause seines theuren Lehrers und Wohlthäters. Dieser stellte ihn seiner Familie vor, die Professorin dankte tief gerührt dem Retter ihres Kindes. Dem kleinen Gustav hatte man seitdem oft erzählt, wie ein guter Mann ihn aus dem Wasser geholt und sich dabei so wehe an seinem Kopfe gethan habe. „Siehe, das ist der gute Mann", sagte die Mutter und führte den Kleinen zu Friedreich hin. Dieser nahm das Kind auf seinen Arm, welches, alsbald mit dem fremdem Jüngling bekannt und vertraut, ihn mit seinen Aermchen umschlang. „Da hat ein gutes Kind das andere lieb," sprach der Vater, „und mein lieber Lambert, wie wäre es, wenn Sie auf das Freundschaftsbündniß, das hier der Kleine mit Ihnen schließt, etwas näher eingingen und sich entschlössen, der Lehrer, vor der Hand etwa meiner beiden älteren Kinder, und in der Folge auch hier dieses kleinen Schelmen, würden. Gerade einen Lehrer von solcher Art, wie Sie sind, habe ich mir längst für meine Kinder gewünscht und gesucht, und Sie dürfen nicht fürchten, daß Sie, im Falle Sie meine Bitte erfüllen möchten, in Ihrem Studiren zurückbleiben sollten. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie viel von der rechten Benützung der Universitätsjahre abhängt und Ihre wissenschaftliche Ausbildung wird mir so treulich am Herzen liegen, wie eine eigene. Die einzelne Stunde, die Sie etwa täglich, außer den Spaziergängen mit ihnen, meinen Kleinen widmen, soll Ihnen durch Erleichterungen anderer Art eingebracht werden, die ich Ihnen zu gewähren denke, auch will ich selber mich der näheren Leitung Ihrer Studien annehmen und Ihnen dadurch vielleicht manchen unnöthigen Schritt und Umweg ersparen."

Unseren Friedreich erfüllte dieser Antrag mit hoher Freude. Mit welcher Familie hätte er lieber in ein solches Verhältniß des Lehrers ihrer Kinder treten mögen, als mit der seines eigenen Lehrers, in welcher Alle, die Großen wie die Kleinen, sein Herz gewonnen hatten. Er begann noch an demselben Tage sein ihm aufgetragenes Geschäft; führte die Kleinen hinaus an den milden, herbstlichen Sonnenschein, spielte mit ihnen und erzählte ihnen, so daß die Kinder bald ihren Friedreich nächst den Eltern am liebsten um sich haben mochten, und mit Liebe und Lust seinen Unterricht annahmen. Wäre nur dieses schöne Verhältniß nicht so bald nachher, zwar nicht ganz zerrissen, doch wenigstens gehemmt und beschränkt worden!

Gleich in einer der ersten Wochen seines neuen, kleinen Erziehergeschäftes, nicht lange vor dem Beginne der Vorlesungen für das Winterhalbjahr, kam Friedreich eines Nachmittags mit seinen Pfleglingen, den kleinen Gustav an der Hand, die beiden Größeren vor ihm herhüpfend, von einem Spaziergange in der frischen Herbstluft zurück. Er führte die Kleinen, ihrem Wunsche gemäß, nach dem Zimmer ihres Vaters, dem sie etwas zu erzählen hatten. Friedreich wußte nicht, daß ein Fremder zu Besuch da sei, er wolle sich entfernen, da rief ihm der Professor zu: „bleiben Sie nur noch einen Augenblick, ich habe so eben hier Seiner Durchlaucht, dem Fürsten von **, von Ihnen gesprochen." Lambert begrüßte ehrerbietig den hohen Gast, und bei dieser Gelegenheit faßte er den Fürsten, so wie dieser ihn, in's Auge; beide erkannten sich wieder, der Fürst war derselbe vornehme Herr, mit welchem Friedreich mehrere Wochen vorher, in der Laube unter der großen Linde, im Wirthshause zu **, eine für beide interessante Stunde zugebracht hatte. „Ei," sagte der Fürst,

„da treffe ich ja einen alten Bekannten an? Nun, mich freut es, daß ich mich in meinem Urtheile über Sie nicht getäuscht hatte, denn Das, was ich durch diesen Ehrenmann, der Ihr Lehrer ist, von Ihnen vernahm, stimmt mit Dem überein, was ich seit unserem neulichen Gespräche über Sie dachte.“

Der Fürst sprach noch Einiges mit Friedreich, bis dieser auf einen leise gegebenen Wink seines Lehrers sich entfernte und nach seiner Wohnung ging.

Als er am anderen Tage wieder in's Haus des Professors eintrat, da ließ ihn dieser sogleich zu sich auf's Zimmer kommen. „Mein lieber Lambert," sprach er, „in Beziehung auf den schönen Plan, den ich mit Ihnen hatte, heißt es, nach dem alten Sprichworte: der Mensch denkt und Gott lenkt. Der Fürst von **, den Sie gestern bei mir trafen, ein Mann, den ich als einen der Edelsten, Besten seines Standes verehre, will Sie zum Begleiter und Gesellschafter seines ältesten Prinzen hier an der Universität haben. Er fragte mich gestern, ohne mir noch die Absicht seiner Frage zu sagen, ob ich irgend einen studirenden Jüngling, wo möglich einen Juristen, an unserer Universität wisse, dessen Herz durch Gottesfurcht geläutert, dessen Geist an fruchtbaren Erkenntnissen nicht arm, und welcher hierbei von einem Zutrauen erweckenden Wesen sei. Ich nannte ihm Sie, und kaum hatte ich dies gethan, da traten Sie ein und der Fürst fand in Ihnen einen alten Bekannten wieder. Da legte mir der edle Herr unverholen seinen Wunsch und seine Absicht dar, Sie zu jenem so wichtigen und einflußreichen Posten zu bestimmen, und ich konnte nicht anders, als ihn, nach Pflicht und Gewissen, in seinem Vorsatze bestärken, obgleich mir es im Herzen wehe that, den lieben Lehrer

meiner Kinder so bald wieder zu verlieren. Nun, das ist Gottes Hand und Führung; Ihm bringe ich dieses Opfer gerne, und auch Sie, mein Freund, dürfen sich dieser Berufung, die nicht von menschlicher Vernünftelei ausgeht, nicht widersetzen."

Friedreich war über Das, was sein väterlicher Freund ihm mittheilte, mehr erschrocken als erfreut. Seine natürliche Scheu vor Menschen von höherem Stande mochte an jenem Gefühle des Schreckens nicht geringen Antheil haben. Er bat sich, wenigstens einen Tag, Bedenkzeit aus, um die wichtige Sache mit Gott, im Gebete, zu überlegen. Er that dieses treu und redlich, und je mehr er den Ruf, der so ungesucht an ihn ergangen war, auf solche Weise erwog, desto deutlicher wurde es ihm: du sollst und mußt demselben folgen. Auch sein redlicher Freund, der Buchhändler, dem Friedreich Alles erzählte, was ihm geschehen sei, war derselben Meinung.

Bei einer solchen festen, inneren Versicherung, daß der Weg der rechte sei, mußte es den ohnehin mit nur geringem Selbstvertrauen begabten Jüngling desto schmerzlicher überraschen, als der Weg auf einmal vor seinen Augen abbrach und sich wie im Sande verlor. Als Lambert in der Absicht, sein entschiedenes Ja ihm zu überbringen, den väterlich gesinnten Lehrer besuchte, kam ihm dieser mit bedenklicher Miene entgegen. „Ich weiß nicht," sagte er, „was ich in unserer diesmaligen Angelegenheit von dem mir so lange und wohlbekannten, trefflichen Fürsten denken soll. Bei ihm galt es sonst immer: „ein Wort ein Mann," und auch jetzt kann nur irgend ein grobes Mißverständniß die scheinbare Ausnahme herbeigeführt haben, die er in einem Billet macht, das ich diesen Morgen von ihm erhielt. In diesem schreibt er mir, daß

er aus guten Gründen den gegen mich geäußerten Einfall, Sie zum Begleiter seines Sohnes an die hiesige Universität zu wählen, aufgegeben habe, und daß er jetzt gesonnen sei, sich anderweitig nach einem hierzu tauglichen jungen Manne umzusehen. Hätte mir nicht zu gleicher Zeit der Bediente, welcher das Billet brachte, es gesagt, daß Seine Durchlaucht so eben abgereist seien und erst in 8 Tagen in Gesellschaft des Prinzen zurückkehren wollten, dann würde ich mich sogleich aufgemacht und mündliche Erkundigungen über die Veranlassung zu der so auffallenden Sinnesänderung eingezogen haben, die mir selber, an einem Manne wie der Fürst, ganz unbegreiflich ist; so aber müssen wir in Geduld die Aufklärung abwarten, die nicht lange ausbleiben kann. Indeß lassen Sie sich Gottes bisherige Wege mit Ihnen wohlgefallen, auch die, welche er künftig mit Ihnen gehen wird, werden gut sein und wir werden Ihn dafür preisen."

Der edle Mann, der durch seinen Bericht die Wunde schlug, hatte nicht versäumt, ihr auch zugleich den Balsam aufzulegen. Die Kinder des Professors, welche in den wenigen Tagen des Zusammenseins mit ihm den kindlich guten Friedreich herzlich lieb gewonnen hatten, schmiegten sich so zutraulich an ihn, als er sie hinab in den Garten begleitete; es war heute ein Familienfest, der Geburtstag der Mutter, Friedreich mußte es als Gast mitfeiern; bald hatte er alle die Aussichten, die ihn noch kurz vorher beschäftigten, vergessen, ihm war so wohl und heimathlich denn jemals, in seiner Lage als einfacher Student und als begünstigter Hausfreund eines ihm theuren Lehrers, zu Muthe.

„Wie sollte ich mich," sagte er zu seinem freundlichen Landsmanne, dem Buchhändler, nachdem er diesem Al=

les, was ihm heute geschehen, berichtet hatte, „auch nur einen Augenblick darüber betrüben, daß aus der Hoffnung, die für mein Auge fast zu glänzend war, nichts geworden ist. Wäre ich doch der undankbarste Mensch auf Erden, wenn ich mich bei alle Dem, was ich jetzt habe und genieße, nicht glücklich preisen und von ganzem Herzen damit begnügen wollte."

„Nun wohl," sagte der Buchhändler, „ich glaube allerdings, daß Sie vollkommene Ursache haben, mit Ihrer jetzigen Lage zufrieden zu sein, aber ich müßte mich sehr irren, wenn nicht ein falsches Gerücht, dessen Herkunft mir leicht zu errathen scheint, den Fürsten an Ihnen zweifelhaft gemacht hätte, und wenn nicht dieses Gerücht einer baldigen Widerlegung fähig sein sollte."

Friedreich ging wieder seinen Weg des Lernens und Lehrens freudig und stille einher, brachte einige Stunden des Tages im Hause des Professors, die anderen in seinem ihm sehr lieb gewordenen Dachstübchen, bei seinen Büchern zu, da geschah es ihm, als er an einem der letzten Tage der Ferienzeit durch jene Gasse ging, in welcher sein Wohlthäter, Herr von S**, so oft er in Leipzig sich aufhielt, seine Wohnung nahm, daß sein Blick auf einen Reisewagen fiel, der ihm gar wohl bekannt war. Die Herrschaft, welche im Wagen saß, stieg aus und trat in's Haus hinein, ohne sich umzusehen und den nicht fern von der Kutsche stehenden Friedreich zu bemerken; dieser aber hatte sie gar wohl bemerkt, hatte Herrn von S** den Vater, seine Gemahlin und die beiden lieben Kinder ganz nahe vor sich gesehen, und hätte sie gerne angeredet, wäre ihm dabei nicht eine gewisse Scheu hinderlich gewesen. Noch stand er, überwältigt von dem Eindrucke des Wiedersehens da, als der Jäger Berthold,

jener alte Bekannte der Lambert'schen Familie, von welchem wir früher sprachen, noch einmal aus der Thüre heraustrat, um verschiedene Gegenstände des Reisegepäckes aus dem Wagen hinauf in's Zimmer zu holen. Zwar gehörte der alte Berthold unter jene, der Zahl nach kleine, Parthei im von G**schen Hause, welche sich niemals von der angeblichen ungeheueren Schlechtigkeit unseres Friedreich hatte überzeugen lassen, doch hatte auch er zuletzt wenigstens keinen Versuch mehr gewagt, den scheinbar thatsächlichen Berichten, welche über den Jüngling eingelaufen waren, zu widersprechen. Dem scharfen Blicke des alten Jägers war schon bei der Ankunft des Wagens der schüchterne Späher, welcher unter den anderen Leuten dastand, nicht entgangen, er hatte jedoch absichtlich so gethan, als bemerke er ihn nicht; da aber jetzt Friedreich ganz unbefangen auf ihn zuging und ihn begrüßte, konnte der ehrliche Alte sich nicht länger verstellen; er war alsbald gegen Gertraud's Sohn eben so herzlich zutraulich, wie früherhin; eine oder zwei Fragen warf er nach der Begrüßung hin, sie trafen wie ein Kernschuß recht in die Mitte des eigentlichen, wahren Herganges der Sache, und Friedreich's einfache, kurze Antworten gaben sogleich das nöthige Licht. „Möchten Sie nicht," sagte er, nachdem er eilig das Gepäck, das er abholen sollte, zusammengerafft hatte, „nur wenige Minuten sich hier im unteren Zimmer gedulden; ich komme sogleich wieder herunter und möchte dann gerne mit Ihnen noch weiter sprechen. Friedreich erfüllte gern den Wunsch des Alten, und als dieser jetzt zu seinen anfänglichen wenigen Hauptfragen noch eine Menge Nebenfragen hinzufügte, und mit jeder neuen Antwort immer klarer und sicherer in dem guten Vorurtheile bestärkt wurde, das er schon im Voraus

von seinem jungen Freunde hatte, da stand er mit triumphirender Miene, wie ein Sieger, auf, der den Feind geschlagen und in Flucht vor sich sieht. „Meine Herrschaft," sagte er, indem er mit geballter Faust gegen den Tisch schlug, „soll es noch heute erfahren, wie niederträchtig lügenhaft man Sie bei ihr verläumdet hat, und Sie werden verzeihen, Herr Lambert, daß ich jetzt hinauf eile, ich werde Sie gewiß morgen besuchen."

Als Friedreich einige Stunden später nach Hause, zu seinem Landsmanne, dem Buchhändler, kam, erzählte ihm dieser, daß ein ihm unbekannter Herr bei ihm in der Handlung gewesen sei, der, nach verschiedenen anderen Gegenständen, das Gespräch auch auf ihn, den Studenten Lambert aus Kempten, gebracht, und namentlich sich darüber erkundigt habe, ob dieser Student wirklich im vergangenen Sommer die Abende, zum Theil bis spät in die Nacht, hier im Buchladen und Lesezimmer zugebracht habe. „Ich merkte," so erzählte der Landsmann, „sogleich, wo das hinaus wollte, und wo der Wind, der diese Fragen einblies, herkam, ich habe dem Herrn reinen Wein über Sie eingeschenkt, auch Ihre Dummheit, mit dem Kleiderverborgen, habe ich ihm, da das Gespräch die Gelegenheit dazu gab, treulich vor Augen gestellt und dabei, ich muß es aufrichtig gestehen, Ihren Schwabenstreich keinesweges beschönigt, denn wir beide, Sie wie ich, sind ehrliche Schwaben, die getrost bei ihren Streichen der besseren und ernsten, wie der komischen Art sagen können: „mach' sie mir einmal ein Anderer nach."

Die beiden Kemptner waren noch in ihrem Gespräche begriffen, da trat der alte Jäger Berthold, mit einem von Freude wie verklärten Gesichte herein, und lud den Herrn Lambert, im Namen seiner Herrschaft, auf morgen

Vormittag zum Frühstücke ein. Mit einem Blicke, in welchem der Sinn zu lesen war: ich hätte noch Vieles zu sagen, entfernte sich der Alte, und Friedreich genoß schon im Voraus die Freuden des Wiedersehens einer Familie, die ihm, wenn auch weit durch Stand und äußere Würden geschieden, dem Herzen nach nahe verwandt war.

Mit einer wahrhaft väterlichen Zärtlichkeit empfing der edle Herr von G** am anderen Morgen den Sohn seiner vormaligen Krankheitspfleger. „Wir sind in einer sehr argen Täuschung über Sie befangen gewesen, mein lieber Herr Lambert," sagte er, indem er dem Jüngling die Hand drückte. „Ich selber, durch falsche Gerüchte irre geführt, habe Sie verkannt, obwohl ich in meinem falschen, harten Urtheile über Sie sogar mit einigen Gliedern meiner Familie in Widerspruch gerieth."

Fast unwillkürlich blickte der Jüngling in dem kleinen Kreise der Anwesenden umher, seinem Auge begegnete der Blick des Fräuleins von G**, in welchem ein Ausdruck lag, der zu versichern schien: ich habe mich niemals an dir irre machen lassen. Friedreich fühlte sich von einem Gefühle ergriffen, das ihn für alle Schmerzen der Verkennung und Zurücksetzung entschädigt haben würde, wären diese auch vielfach größer gewesen, als sie wirklich waren. Doch gab er diesem Gefühle weder Sinn noch Bedeutung für ein Jetzt oder Künftig, das im diesseitigen Erdenleben uns begegnen kann, sondern dasselbe erschien ihm als ein Vorschmack von Freuden, welche nicht hienieden uns erwarten. Auch der junge Herr von G** schloß sich ganz mit der alten Liebe und Zutraulichkeit an ihn an. Herr von G** aber und seine Gemahlin schienen auf jede Weise Das, was sie in der letzten Zeit an ihm versäumt hatten, wieder einbringen zu wollen; sie

erkundigten sich genau nach allen seinen äußeren Verhältnissen und erklärten ihre Bereitwilligkeit, von nun an ganz und reichlich für ihn zu sorgen.

Doch dieser freundlichen Vorsorge bedurfte es von nun an nicht mehr; für Friedreich's zukünftige Entwicklung und Wirksamkeit war bereits eine Bahn gebrochen, deren Anfang zwar durch manches Dunkel ging, welche aber um so sicherer zu ihrem Ziele führte.

Der Fürst war wieder zurückgekehrt, mit ihm sein erstgeborener Prinz, ein Jüngling, der zu vielen, großen Hoffnungen berechtigte. Als diese Beiden, am zweiten Tage nach ihrer Ankunft, zu dem geehrten Lehrer kamen, in dessen besondere geistige Obhut der Fürst seinen Sohn empfahl, da war die erste Frage nach Lambert. Alle Mißverständnisse, welche ihren Quell in den schon erwähnten falschen Gerüchten hatten, waren bereits gehoben; der Fürst war durch Herrn von G** eines Besseren belehrt worden; die ersten Worte, welche er zu Friedreich sprach, erschienen wie eine Art von Abbitte, durch welche der hohe, edle Mann, der sie aussprach, seinem eigenen Herzen größere Ehre machte, als irgend ein fremdes Lob ihm hätte bringen können. Friedreich, der arme, blöde Dorfschulmeisterssohn, war jetzt auf einmal der Führer und Begleiter eines jungen Fürsten geworden; Er, der sich bisher geringer geachtet hatte, als der geringste Bediente eines so vornehmen Herrn, hatte nun selber, wie ein Herr, seinen Bedienten, so wie den Genuß aller anderen Bequemlichkeiten eines Herrn. Eine sonderbare Fügung hierbei war es, daß der Fürst in demselben Hause, dessen Besitzerin, die Madame Teichmann, zu Friedreich's Verkennung so Vieles beigetragen hatte, für seinen Sohn und dessen Begleitung eine ganze Etage

gemiethet hatte; ein Sieg der Redlichkeit über ungerechte Herabsetzung, dessen sich Friedreich niemals, weder in seinem Herzen, noch weniger aber durch irgend ein Wort oder durch eine äußere That, überhob. Denn wie damals die innere Stimmung seines Herzens war, das vermag uns am besten ein Brief von ihm an Mutter Gertraud zu lehren, welchen wir hier mittheilen wollen. Er war erst mehrere Wochen nach dem Beginne des neuen bedeutungsvollen Berufes geschrieben, den Friedreich jetzt übernommen hatte.

Leipzig am 4ten Nov. 1809.

„In den Worten einer frommen Mutter, welche diese im Glauben gegen ihr Kind ausspricht, liegt eine große Kraft, denn diese Worte sind ja immer ein Segenswunsch, der eben so wohl in Erfüllung geht, wie die Segenswünsche, welche die frommen Väter des alten Bundes: Abraham, Isaak und Jakob über ihre Kinder aussprachen. Das, was meine liebste Mutter mir in ihrem letzten Briefe schrieb, ist eingetroffen: mein Leid hat sich in Freude verkehrt; ich bin plötzlich aus der Niedrigkeit so hoch erhöhet worden, daß ich ohne Aufhören nur zu beten und zu flehen habe: halte du mich o mein Gott, fest an deiner Hand, damit ich nicht falle, denn du hast mich so wunderbarlich hoch hinangehoben, daß ich's nicht fassen kann. Meine liebste Mutter! ich hätte viel zu erzählen von Dem, was mir seit etlichen Wochen geschehen ist, und ich werde dies auch noch einmal ausführlich in einem Briefe thun, für jetzt erwähne ich nur, daß ich, selbst an dem lieben Herrn von G**, eine Zeit lang die Erfahrung machen mußte, daß Menschengunst gar ungewiß und wandelbar sei, während Gottes Treue und Gnade allein uns fest und gewiß bleibt

in Zeit wie in Ewigkeit. Es war eben ein gar schlimmer Schein auf mich gefallen, zu welchem ich selber Veranlassung gegeben hatte, weil ich einem bösen Menschen zu viel traute und hierdurch gewissermaßen ein Theilnehmer oder Förderer seiner Bosheit geworden war. Nun aber ist durch Gottes freundliche Führung und Vorsorge Alles wieder ausgeglichen und gut gemacht; die Familie des Herrn von G** hat mir wieder ihr ganzes voriges Vertrauen und ihre Liebe zugewendet. Ich habe aber auch noch andere Freunde hier im Lande meiner Pilgrimschaft gefunden, die mir bereits gar große Wohlthat erwiesen haben, vor Allen den Herrn Professor ** und den Fürsten **, bei dessen Prinzen ich wohne, in dessen Gesellschaft ich die Vorlesungen besuche und Alles genieße, was sonst nur vornehme Herren zu genießen haben. Ja, meine liebste Mutter, Gott hat Großes an Ihrem armen Kinde gethan. Da lasse ich nun Das, was meine frommen Eltern und mein seliger Herr Pfarrer Georg Schmid mich lehrten, mir niemals aus dem Sinn und Gedanken kommen: vor Allem durch Werk und That, mehr als durch Worte, die Kraft zu bezeugen, welche dem Christen der beständige Umgang mit seinem Gott und Herrn verleiht. Die Noth hat mich wohl recht beten gelehrt, aber meine jetzige Ehrenstelle lehrt mich's eben so sehr. Wenn am Abende mein lieber Prinz schon lange schläft, da geht mir mein Herz noch über in die Gebete des Lobes und Dankens und der Fürbitte; ehe der Morgen dämmert, da bin ich längst wieder zum Beten und Lesen in Gottes theurem, werthen Worte auf. Dann kommt auch, und zwar gewöhnlich recht zeitig, mein junger Herr zu mir, dann lesen und beten wir gemeinsam, denn das ist der ausdrückliche Wunsch und Wille seines Vaters,

des Herrn Fürsten, der ein gar frommer Herr ist, welcher, wie mir mein alter Bedienter vertraut hat, jeden Morgen sein Tagwerk mit herzlichem Gebete auf seinen Knieen anfängt und es am Abende so im Gebete beschließt. Dann setzen wir uns an unsere Arbeit und ehe wir in die Vorlesungen gehen, beten wir wieder um das Licht der rechten Weisheit und Erkenntniß. So beschließen wir dann auch den Tag, sind aber auch zugleich heiter und munter mit einander, denn mein junger Herr ist von gar fröhlichem Gemüthe und aufgeweckten Verstandes, und ich bin ja auch gern fröhlich und vergnügt. Wenn aber zuweilen der lebhafte Prinz in seinen Worten oder anderen Dingen etwas über's rechte Maaß hinübergeht, da darf ich ihn nur freundlich und doch ernstlich ansehen und er versteht sogleich, was ich meine, denn er ist von Kindheit an durch seinen Vater und seinen verstorbenen frommen Lehrer in der Gottesfurcht erzogen worden. So läßt es denn Gott auch an den guten Früchten nicht fehlen, welche aus der, vor den Augen der Welt verborgenen Wurzel des Gebetes ernährt werden. Denn der hiesigen vornehmen und gebildeten Welt, mit welcher mein Prinz durch seinen Stand in Berührung kommt, würde die Wurzel, wenn sie ihren Blicken sich bloß legte, nicht gefallen, ja sie würde ihr sehr anstößig und widerwärtig erscheinen; die Früchte aber, die daraus hervorgehen: Demuth, Bescheidenheit, liebevolles Benehmen, Reinheit in Wandel und Wort, musterhafter Fleiß und edle Wißbegier, die gefallen überall, und wer Sinn dafür hat, der erräth wohl auch die Wurzel, aus der allein solche gute Früchte hervorgehen können, wenn sie von ächter Art und keine bloß auf den Schein ausgehende Sodomsäpfel sind.

Meine liebste, theure Mutter! ich bemerke es selber,

daß ich heute mit fast anderen Worten geschrieben habe, als ich sonst an meine gute Mutter schrieb*). Die Sprache meines Herzens ist noch dieselbe, Mund und Feder aber haben sich jetzt an einen neuen Ausdruck gewöhnen müssen. Darum füge ich auch noch eine Bitte hinzu:

Wem danke ich mein jetziges, unverdientes, äußeres Glück und Wohlergehen als nächst Gott am meisten meiner frommen, treuen Mutter und ihrer Erziehung. Darum scheint es mir billig, daß meine liebe Mutter Gertraud einen kleinen Theil der äußeren Ehre, welche ihrem Sohne widerfährt, auf sich nehme und mir erlauben wolle, daß

---

*) Allerdings lautet die Sprache dieses Briefes so verändert, daß man in ihr kaum den Schreiber der vorhergehenden, einfältig kindlichen Briefe an die Mutter Gertraud wieder erkennt. In seinen schriftlichen Arbeiten, wie im Umgange und Gespräche mit seinem hochgebildeten, verehrten Lehrer mag der junge Lambert schon vor dem großen, äußeren Glückswechsel, der sich mit ihm zugetragen hatte, es gezeigt haben, daß sein eifriges Lesen in den Werken der besten Schriftsteller seiner Nation nicht ohne Einfluß auf die Bildung seiner Ausdrucksweise gewesen sei. Immerhin war aber für ein so bildsam weiches Gemüth, wie das seinige, die plötzliche Erhebung aus einem Stande der tiefsten Erniedrigung und Verachtung zu einer so hohen Ehre vor Menschen ein so gefährlicher Wechsel, daß gar leicht mit der äußeren Sprache des Mundes und der Feder auch die innere des Herzens hätte — und dies nicht zu ihrem Vortheile — verändert werden können. Aber Lambert's Herz stand unter einer inneren Zucht und treuen Aufsicht, die von noch ungleich höherer Art war, als jene äußere, in welcher er selber seinen ihm pflegbefohlenen jungen Prinzen nach bestem Wissen und Gewissen hielt.

ich Sie künftig auf solche Weise anreden dürfe, wie dies die Kinder vornehmeren Standes gegen ihre Eltern thun.

Meine theure Mutter! Sie haben mich unter, so wie an Ihrem liebenden Herzen getragen; ehe ich noch geboren war, haben Sie mich im täglichen Gebete mit vielen Thränen dem Herrn geweihet; diese Ihre Gebete haben, so möchte ich sagen, noch ehe ich das irdische Licht sah, meiner Seele eine Gestalt gegeben und ihr das rechte Verlangen nach dem ewigen Lichte wie ein Erbgut eingepflanzt. Sie haben als eine arme Wittwe nicht bloß jeden Bissen mit mir getheilt, sondern Sie haben oftmals Mangel an dem Nöthigsten gelitten, nur damit ich, Ihr Sohn, Das genießen sollte, was Ihre große Liebe mir zugedacht hatte. Dies soll nun anders werden, und ich bitte Sie, daß Sie hinführo von meinem großen Ueberflusse die jährliche kleine Gabe von 300 fl. annehmen möchten, wovon ich Ihnen hier den ersten Vierteljahrestheil durch eine Anweisung auf Augsburg zusende.

Der lieben Frau Landrichterin, wenn sie nicht schon Alles durch ihren hiesigen Herrn Bruder, den Buchhändler, erfahren hat, bitte ich von meinem jetzigen Glücksstande zu erzählen; ich weiß, sie wird sich darüber freuen. Und unser Herr, der ja für jeden Becher Wassers, der einem Seiner Geringen in der Liebe des Glaubens gereicht war, großen Lohn verheißen hat, der wird dieser edlen Frau hier und jenseits Das vergelten, was sie, von meiner Kindheit an, mir gethan hat.

Nun, meine liebste Mutter, tragen Sie mich, und vor Allem das Wohl meiner Seele, noch ferner auf Ihrem liebenden Herzen. Bitten Sie Gott, daß Er mich in der rechten Demuth und Einfalt des Herzens erhalten und mich in alle Wahrheit leiten möge. Ja, Seine Gnade

und Treue mögen niemals von mir weichen; Er schenke meinen Augen die rechte Salbung, damit sie erkennen, wer ich bin und was ich ohne Ihn sein würde, so wie Das, was Er ist, und was Er mir ja gern in Zeit und Ewigkeit sein und bleiben will.

Schon das bloße Andenken an meine liebe, theure Mutter, der ich im Geiste die Hand viel tausendmal küsse, erquickt meine Seele wie ein Balsam, was wird erst das fröhliche Wiedersehen thun, das uns hoffentlich noch in unseren Lebenstagen erwartet. — Möge ich nur bis an's Ende treu und meiner lieben, frommen Eltern werth erfunden werden. Gott erhalte und segne meine liebe Mutter.

Ihr ewig dankbarer Sohn

Friedreich Lambert."

Zwar läßt uns der vorstehende Brief, so wie manch' anderer seiner Art, zunächst nur die Wurzel sehen, aus welcher die damalige Lebensgeschichte unseres Lambert hervorsproßte, indeß erschien auch sein äußeres Leben und Wirken eben so, wie jenes des jungen, edlen Prinzen, in dessen Gesellschaft er war, so einfach und wenig abwechselnd, daß sich dasselbe mit wenig Federzügen beschreiben läßt. Der Prinz und sein Begleiter leuchteten allen damaligen Studirenden der Universität durch ihren Fleiß, so wie durch ihren musterhaften Wandel, vor; namentlich glänzte der lebhafte Prinz durch die Gaben seines vielseitig gebildeten Geistes in jedem der Kreise, welche er betrat. Mochte es dann immer sein, daß Manche den jungen Fürsten, der an vielen Vergnügungen seiner Standesgenossen keinen Theil nahm, einen Sonderling, Etliche seinen Begleiter einen Pedanten und Finsterling nannten, wußte doch der Vater des Prinzen, und mit ihm noch mancher andere gleichgesinnte Mann, Das zu

würdigen und Dessen sich zu freuen, was hier zum künftigen Heile für Tausende der Unterthanen ausgesäet wurde und so frühe aufzukeimen begann. Der edle Fürst schien sich in seiner großmüthigen Dankbarkeit gegen Lambert selber nicht genug thun zu können; er fügte eine Gnadenbezeugung zu der anderen, und auch der kleinsten dieser Art gab die Weise, in der sie sich kund machte, einen vielfach erhöhten Werth.

Mit seinen alten Wohlthätern und Freunden: mit dem wackeren Landsmanne, dem Buchhändler, mit dem trefflichen Lehrer, dessen Unterricht und Umgang auf ihn und den Prinzen so belebend wirkten, so wie mit Herrn von G** und seiner Familie, unterhielt Lambert noch fortwährend das alte Verhältniß der dankbaren Ergebenheit, obgleich sein jetziger Beruf den Umgang mit jenen Freunden beschränkte und seltener machte. Der Sohn des Herrn von G** war in einem der nächsten Jahre auch auf die Universität gekommen, seitdem brachte die Familie einen großen Theil des Jahres in Leipzig zu. Der Fürst kannte und schätzte die edle von G**sche Familie; der junge von G** zeigte sich durch Fleiß und Betragen seiner Eltern, so wie ihrer musterhaften Erziehung, würdig, darum geschah es nach dem Wunsche des Fürsten, daß sein Prinz mit jenem jungen Herrn einen näheren Umgang unterhielt, und daß derselbe auch öfters den Einladungen in das von G**'sche Haus folgte. Bei diesen Gelegenheiten durfte denn auch Lambert niemals fehlen, der sich ohnehin der Leitung des Sohnes seines Wohlthäters mit großer Liebe und Treue annahm, und von der ganzen Familie wie ein Hausfreund behandelt wurde.

Aber auch diesmal sollte das schöne Verhältniß nur kurze Zeit dauern; es wurde durch ein noch viel be-

klagenswertheres Ereigniß unterbrochen, als das erste Mal.

Herr von G** hatte schon seit längerer Zeit gekränkelt; der letzte Besuch des Karlsbades, den er zu seiner Stärkung unternahm, war ohne den erwarteten, heilsamen Erfolg geblieben; er kam fast kränker zu seiner Familie zurück, als er von derselben abgereist war. Die bessere ärztliche Hülfe, welche da zu erwarten schien, bestimmte ihn und die Seinigen, schon gegen Ende des Sommers in die Stadt zu ziehen; doch war alle Mühe der Aerzte vergebens, der treffliche Mann ging täglich mehr seiner Auflösung entgegen. Es bewährte sich an ihm bis an's Ende, welcher feste Ankergrund der Glaube des Christen sei; die Stürme des Todeskampfes konnten den inneren Frieden nicht trüben, in welchem er einen großen Theil seines Lebens gelebt hatte, und in welchem er zuletzt entschlief. Lambert besuchte den werthen Wohlthäter öfters an seinem Krankenbette, und ward von diesem immer sehr gern gesehen. Eines Tages ergriff der Kranke die Hand des Jünglinges und drückte sie zärtlich. „Wenn Sie," sagte er, „einmal die gute Mutter Gertraud wieder sehen, dann bringen Sie ihr in meinem Namen diesen Händedruck. Sagen Sie ihr, daß ich noch in der Ewigkeit dankbar, und mit Lob und Preis meines Gottes jener leiblichen so wie vor Allem jener geistigen Krankenpflege gedenken werde, die mir im Hause des armen Schullehrers Lambert widerfahren ist. Sie war nicht vergebens, jene Krankenpflege. Der Zuspruch und die christliche Belehrung Ihres alten, seligen Georg Schmid, das Beispiel Ihres Elternpaares, in deren ganzem Wesen sich die kindliche Gottergebenheit, Liebe, Freudigkeit und Frieden aussprachen, haben mich von der schweren Krankheit

geistiger Starrsucht: von der Gleichgültigkeit gegen Gott und göttliche Dinge geheilt. Ich verließ neu belebt an Leib wie an Geist das Haus Ihrer Eltern. Und jetzt, wo zwar das Leben des Leibes als ein armes, vergängliches seiner Auflösung nahet, fühle ich deutlich, weiß ich es gewiß, daß jenes innere Leben, das auf meinem Krankenlager im Lambert'schen Hause erwacht war, nicht mit dem leiblichen Leben zugleich abgenommen hat und schwächer geworden ist, sondern daß es vielmehr kräftiger und stärker geworden sei, denn jemals. Ja, erst jetzt bewährt sich dasselbe recht an mir als Das, was es ist: als ein Leben aus Dem, welcher für uns den Tod und seine Schrecken erduldet und besiegt hat."

Einige Tage nachher, da schon von Zeit zu Zeit vorübereilende Ohnmachten den ganz nahen Tod verkündeten, ließ der Sterbende, als er so eben etwas gestärkt aus einem solchen Ohnmachtsschlummer erwacht war, alle die Seinigen an sein Bett treten. Auch Lambert, der in der vergangenen Nacht bei dem Kranken gewacht hatte, winkte er herbei. „Versprecht mir es Alle," sprach er mit schwacher Stimme, „und gelobt mir es in meine nun bald erkaltenden Hände, daß Ihr in diesen Tagen des immer allgemeiner werdenden Abfalles Christum den Herrn, der auch Euch zur Seligkeit gemacht ist, frei und ohne Furcht bekennen wollet durch Wort und That. Laßt Euch nicht irre machen an Seiner Gottes-Majestät, achtet nicht den Spott und die Lästerungen des Geschlechtes dieser Zeit, bleibt Eurem Herrn getreu bis zum Tode, und Euer Lohn wird schon in diesem Leben groß, noch größer aber im künftigen sein. Und nun gesegne und erhalte Gott Euch in Seiner Treue und Gnade, Ihr Lieben Alle." Noch ein Blick der Liebe, noch einige sanfte Athemzüge, dann

schloß sich das Auge zum Schlummer einer tiefen Ohnmacht, aus der es nicht mehr erwachte.

Es war, als hätte der Dahingeschiedene durch die Kraft der Freudigkeit und des Friedens, welche in ihm war, dem Schmerze der Seinigen Ehrfurcht geboten; dieser sprach sich durch kein Wort der lauten Klage, sondern nur durch stille Thränen aus. Lambert, den die durchwachte Nacht am Sterbebette noch empfänglicher gemacht hatte für den Schmerz, als er es sonst war, fühlte sich so tief bewegt, als sei der eigene Vater ihm gestorben; er aber auch zuerst nahm das Wort. „Lassen Sie uns, sprach er, gleich in dieser ersten Stunde Dessen eingedenk sein, was wir dem sterbenden Vater gelobten, lassen Sie uns hier im Anblicke des theuren Todten ohne gegenseitige Scheu des Einen vor dem Anderen unsere Kniee beugen vor Christo dem Herrn, zum gemeinsamen Gebete, Ihn, den Herrn, loben und preisen, daß er unseren Dahingeschiedenen treu bewahrt und erhalten hat bis an's Ende, und nun so ewig selig gemacht hat; Ihn bitten, daß Er auch uns so treu erhalten und selig hinaushelfen wolle aus allen Kämpfen und Gefahren des Lebens."

Die Anderen folgten Alle dem Beispiele des tiefbewegten Jünglinges, welchem in dieser Stunde Worte einer Weihe in den Mund gelegt wurden, die das Herz über alles Leid, über allen Jammer der Erde erhob. — „Gott vergelte Ihnen," sprach die Mutter, „den Trost und die Stärkung, welche Sie durch Ihr kindliches Gebet meinem Herzen brachten." Der junge Herr von G** umarmte den Freund tief gerührt; Emilie sah ihn mit einem dankenden Blicke an, der tiefer zu Herzen drang, als alle Worte es vermocht hätten.

Nach dem Tode des Herrn von G**, dessen Leich-

nam nach dem Gute seiner Väter gebracht und in dem dortigen Erbbegräbnisse beigesetzt wurde, schien die Verbindung zwischen Lambert und der von G**'schen Familie auf immer abgebrochen zu sein. Erst viel später erfuhr es Friedreich, daß seine gute Mutter Gertraud, aus einer ihr unbekannten Hand, ein ansehnliches Geldgeschenk zugesendet bekommen hatte, bei welchem nur die Worte geschrieben waren: der lieben, treuen Krankenpflegerin Gertraud, von einem Freunde, dessen Wahlspruch es ist: „als die Sterbenden, und siehe wir leben." Dieses Geschenk war ein Vermächtniß des Herrn von G**. Auch der junge Herr von G** verließ bald nach dem Tode seines Vaters die Universität Leipzig und ging nach Göttingen; ein Besuch auf dem Gute und Wittwensitze seiner Mutter, wozu er den Freund Lambert mehrmals dringend eingeladen hatte, wurde durch eine Arbeit verhindert, welche der Fürst diesem aufgetragen hatte. So schien die Hoffnung des Wiedersehens, für dieses Leben wenigstens, eine sehr unsichere, denn die Zeit war nun da, in welcher auch Lambert mit seinem jungen Prinzen die Universität verlassen und vor der Hand mit ihm nach der Residenz des Fürsten ziehen sollte.

Aber eben in jener Zeit war die ganze deutsche Nation, vor Allen die empfänglichere Jugend, von einer Bewegung ergriffen, welche zum ersten Male wieder seit langen Menschenaltern unser gesammtes, in viele Uneinheiten zerrissenes Volk als eine mächtige Einheit erscheinen ließ, deren Bestimmung nur eine, große, gemeinsame ist. Der Feind des Friedens und der bestehenden Ordnung, Napoleon, hatte den letzten verunglückten Versuch gewagt, die Majestät der alten, von Gott bestätigten Fürstenthrone zu zertrümmern; er hatte in Ruß-

land, statt der gehofften Eroberungen, einen weiten Todtenacker gefunden, für die Heere der Völker, die er gewaltsam mit sich dahin riß. Während das Leichentuch des Schnees jene Tausende der Leichname von Menschen und Rossen verhüllte, wagte der Ruhestörer die letzte, offene Empörung gegen die Hand von oben, welche ihn schlug; er raffte in Frankreich und den näher mit ihm verbündeten Ländern ein neues Heer zusammen, um mit ihm vor Allem das arme, schon tiefverwundete Deutschland heimzusuchen. Da erkannten die Fürsten und Helden unseres Volkes, daß die Stunde gekommen sei, dem fremden Gräuel ein Ende zu machen; Preußen zuerst, dann bald mit ihm das mächtige Oesterreich, im Einverständnisse mit anderen Gegnern des Gewalthabers, erhoben das Schwert für die gerechte Sache der Völker von Europa. Zu ihren Panieren sammelten sich alsbald auch ungerufen durch das Gebot der Herrscher die Männer und Jünglinge der deutschen Völkerschaften, denen es um das Wohl des Vaterlandes, um die Erhaltung seiner Selbstständigkeit ein rechter Ernst war. Da lebte manche schlafende, manche bis dahin im Staube verlorene Kraft zu dem Gedanken der großen That auf; eine Begeisterung solcher Art wirkt erhebend und veredlend auf das Herz, verklärend auf den Geist ein, darum hat damals, im großen Kampfe um die Freiheit, mancher Jüngling, der vorher der Nichtigkeit ergeben und in sinnliche Dumpfheit versenkt war, sich selber und einen Anlauf zum höheren, besseren Leben gefunden.

In alle Stände, hohe wie niedere, gebildetere wie ungebildetere, griff die große Bewegung ein, namentlich gab es in jenen Gegenden von Deutschland, welche zuerst sich zum Streite rüsteten, kaum eine Familie des hohen

Adels, aus der nicht einer oder etliche der Männer und Jünglinge sich zum Heere stellten. Wer hätte da mögen zurückbleiben! Auch der Prinz, dessen Begleiter unser Lambert war, bat seinen hochsinnigen Vater, welcher selber der treuen Schaar, die um seinen König war, sich angeschlossen hatte, um Erlaubniß, an dem Feldzuge Theil zu nehmen, und erhielt dieselbe; mit ihm zugleich trat Lambert in den Kriegsdienst ein.

Es würde ein vergebliches Bemühen sein, von der Geschichte des Befreiungskrieges der Jahre 1813 und 1814 etwas sagen zu wollen, das nicht jeder Deutsche schon wüßte; die Thaten des Einzelnen verschwinden da wie Tropfen im Strome, in den Thaten des ganzen Volkes und seiner großen Helden; wir erwähnen deshalb nur das Eine, daß von jetzt an in Lambert's Wesen eine Seite hervortrat, deren Vorhandensein vielleicht mancher oberflächliche Beobachter der Menschennatur in ihm niemals gesucht noch geahnt hätte. Es zeigte sich auch hier, daß die gewaltigsten Kräfte nicht aus der augenfälligen, leichter beweglichen Oberfläche, sondern aus der stillen, verborgenen Tiefe hervorbrechen; der scheinbar nur zu Werken des Friedens geschaffene Friedreich gab sich in allen Schlachten, so wie kleineren Kämpfen, an denen er Theil nahm, als ein entschlossener, muthiger, fester Kriegsmann kund, welcher da, wo es galt, auch mit offenbarer Gefahr des Lebens, ein entscheidendes Unternehmen gegen den Feind zu wagen, immer unter den Ersten war, die zu den Freiwilligen sich stellten, und der außer den anderen Ehrenzeichen, mit denen die Hand der Feldherren und Herrscher seine Brust zierte, auch manche ehrende Wunde aus jenen Feldzügen davontrug. Auch der Prinz zeigte sich des Heldengeschlechtes würdig, aus welchem er

stammte, sein Muth blieb in jeder Gefahr derselbe; dem edlen Jünglinge gereichte es aber zur hohen Freude, wenn er sah, daß sein treuer Lambert, den er bis dahin nur als eifrigen Gelehrten gekannt hatte, ihn selber und manchen eigentlichen Soldaten an wohlverdientem Ruhme der Thaten übertraf.

Von den Ereignissen, welche während der Kriegszeit das Schicksal der einzelnen Personen berührten, von denen unsere diesmalige Geschichte handelt, heben wir hier nur einige hervor.

Der Tag der Schlacht bei Lützen, am 2ten Mai 1813, war für Lambert der Tag einer blutigen Weihe für das neue Tagwerk, das er sich erwählt hatte. Eine Woche vorher war ihm und seinem Prinzen eine unerwartete Freude des Wiedersehens geworden. Auch der junge von G** hatte sich unter den Schaaren der Freiwilligen eingefunden, hatte die Bücher und Federn der Universitätsstudien mit den Waffen vertauscht; laut jubelnd vor Freude umarmte er seinen Freund Lambert und begrüßte den Prinzen, als er diese im neuen Gewande der Krieger erkannte. Der vergängliche Jubel der sterblichen Brust sollte bei diesem edlen Jünglinge nur zu bald in einen anderen Triumphgesang der Sieger verwandelt werden, welche den Kampfspreis der unvergänglicheren Art errungen und das Ende aller Mühen erlangt haben. Lambert sah am Tage der Schlacht, als das Gedränge des Kampfes am heißesten war, den jungen Freund an seiner Seite fechten und fallen, da gab sich bei ihm, dem Ueberlebenden, zum ersten Male auf diesem für ihn noch neuen Felde der Thaten die Kraft jener verborgenen Wurzel kund, die er in seinem Briefe an die Mutter Gertraud beschrieben hatte; an der Spitze einer Schaar, welche mit ihm die Begei=

sterung theilte, durchbrach er eine Reihe der feindlichen Krieger und ihrer Feuergeschosse, deren eines die Brust seines Freundes getroffen hatte.

Als der Abend kam, da fühlte er es nicht, daß er aus mehreren Wunden blutete; er eilte dahin, wo unter den Todten und Verwundeten der sterbende Freund lag. Dieser athmete noch, er erkannte seinen Lambert; um einen Trunk Wassers bat er ihn, mit schwacher Stimme. Friedreich eilte, so sehr seine Kräfte es erlaubten, den Wunsch zu erfüllen, er fand lange nicht, was er suchte, endlich erblickte er einen Soldaten, der aus einem halb zerbrochenen Gefäße trank. „Mein Freund," rief er diesem zu, „ich bitte, theile deinen Trunk mit einem Sterbenden und fordere dafür zur Vergeltung, was Dir gefällt." „Auch ohne Vergeltung," sagte der Soldat, „thue ich dies gern und bin schuldig, es Ihnen zu thun." Mit diesen Worten folgte der wackere Bursche dem vorangehenden Lambert, und beide brachten dem zum Tode verwundeten Freunde die letzte Erquickung. Noch einen Gruß an seine Mutter und Schwester hauchte dieser aus, dann verschied er.

Der edelmüthige Kriegsmann, der das Wasser darreichte, hatte durch diesen großen Liebesdienst sich selber noch nicht Genüge gethan. Als jetzt, da die geistige Spannung zu wirken aufhörte, bei Lambert die leibliche Entkräftung eintrat, führte und trug er, mit nicht geringer Anstrengung, den fast Ohnmächtigen zu einem Zelte hin, in welchem ärztliche Hülfe zu finden war. Der Prinz hatte seinen Begleiter lange vergebens gesucht, hier, unter den anderen Verwundeten, entdeckte er ihn.

Es war keine der Verletzungen gefährlich; der Verlust des Blutes wurde in einem so kräftig jugendlichen Körper bald ersetzt; nach wenig Tagen saß Lambert wieder zu

Pferde. Dennoch konnte er erst von der Lausitz aus die traurige Pflicht erfüllen, der theueren Mutter von S** und ihrer Tochter, den letzten Gruß ihres sterbenden Sohnes und Bruders auszurichten. Er that dies mit Worten, welche mit dem Leide und den Schmerzen zugleich auch einen Trost brachten und das Zerschlagene aufrichteten.

Wir kommen noch einmal auf den braven Soldaten zurück, der dem jungen von S** die letzte leibliche Erquickung brachte. Lambert hatte ihn seit jenem Abende nicht mehr gesehen, bis derselbe auf einmal ihm wieder als Freund und Helfer erschien. Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden, am 27sten August, als auf dem schwierigen Rückzuge dem Prinzen sein Pferd, das von mehreren Schußwunden getroffen war, stürzte. Augenblicklich sprang Lambert von dem seinigen, und hob den ihm theueren Jüngling, der beim Falle durch eine Quetschung verletzt war, hinauf. Ein edler Wettstreit begann zwischen den beiden, denn der nachsetzende Feind war nahe; da kam ein Soldat auf einem Pferde herbeigesprengt, das einem feindlichen Reitersmanne gehört hatte. Er war alsbald aus dem Sattel, ergriff den Lambert bei der Hand und rief: „eilen Sie, eilen Sie Beide; Sie sind Offiziere und werden sich nicht lebend in die Hände des Feindes ergeben wollen, ich selber will mir schon durchhelfen.“ Zugleich bestürmte denn auch der Prinz seinen Freund, ihm zu folgen, und dieser, dem der Gedanke, den hohen Pflegebefohlenen zu verlassen, unerträglich fiel, eilte mit ihm auf dem fremden Rosse davon.

„Dies war,“ sagte Lambert zu seinem Prinzen, als beide zu dem bald wieder gesammelten Heere gekommen waren, „derselbe edelmüthige Kriegsmann, der unserem sterbenden Freunde, und dann mir am Abende nach der

Schlacht bei Lützen so große Dienste geleistet hat. Wie gern möchte ich ihn noch einmal auffinden, um ihm durch That und Wort meine Dankbarkeit zu bezeigen."

Lambert hatte sich diesmal das Abzeichen des Infanterie-Regimentes gemerkt, zu welchem der Soldat gehörte. Es ward ihm leicht, den Gesuchten aufzufinden, der sich vor dem nachsetzenden Feinde in ein dichtes Gebüsch gerettet und noch in derselben Nacht bei den Seinigen eingefunden hatte. Er wollte von keinem Danke wissen. „Das, was ich that," sagte er, „war nichts weiter als die Abzahlung einer alten Schuld. Sie kennen mich nicht mehr, Herr Lambert, und das ist auch so in der Ordnung, denn ich bin, seitdem Sie mich bei unserem ersten Zusammentreffen sahen, nicht mehr derselbe geblieben; bin, Gott Lob, dafür ein ganz anderer Mensch geworden. Sie aber sind der Hauptsache nach Derselbe geblieben, der Sie waren, darum erkannte ich Sie alsbald auf dem Schlachtfelde bei Lützen. Damit Sie aber dennoch auch wissen, wer ich war und wer ich nun bin, so bekenne ich mich Ihnen als jenen bösen, betrügerischen Schuldner, der vor mehreren Jahren Ihnen Ihre schönen Kleider abborgte, mit dem schlechten Vorsatze, Ihnen dieselben niemals wieder zu geben. Ich erreichte bald nachher das Ziel meiner bösen Handlungen; kam auf 2 Jahre in das Zuchthaus nach Zwickau. Dort rührte Gottes Hand durch eine schwere Krankheit, die mich dem Tode nahe brachte, meinen Leib und zugleich mein Herz an. Ich ging in mich, und sobald mir dazu die Freiheit ward, suchte ich den Rest der so schlecht vergeudeten Zeit und Kraft der Jugend auf eine würdigere Weise anzuwenden; ich schloß mich, im verzweifelten Kampfe mit dem Feinde des Vaterlandes, an Preußen's erste, aus allen Ständen sich versammelnde, Heldenschaa-

ren an. Hier lernte ich einige Männer kennen, die mich durch Wort und That zu einem ganz neuen, besseren Leben aufweckten. Wenn es Gottes Wille ist, mich das Ende dieses Krieges erleben zu lassen, dann will ich nach Kräften das viele Unrecht, das ich Anderen, vor Allen aber mir selber, gethan habe, wieder gut zu machen suchen, und mein Leben zur Ehre Gottes und zum Nutz und Dienst meiner Nebenmenschen einrichten. Vor der Hand bitte ich auch Ihnen das Unrecht ab, das ich an Ihnen begangen habe; mir hat es Gott vergeben, darum verzeihen auch Sie mir es."

Lambert drückte gerührt den Mann an seine Brust, der ihm ein so rührendes Beispiel der Wiederkehr einer verirrten Menschenseele zum Besseren vor Augen stellte. Er sah ihn seitdem noch mehrere Male und überzeugte sich ganz von der gründlichen Sinnesänderung des vormals tiefgesunkenen, nun aber für Gott und göttliche Dinge liebend bewegten Jünglinges. Der Vorsatz aber, den dieser für sein künftiges Wirken, als friedlicher Bürger, ausgesprochen hatte, ging nicht in Erfüllung, denn der wackere Kriegsmann blieb in der entscheidenden Völkerschlacht bei Leipzig.

Eben an einem der Tage, welche dem herrlichen Siege jener Schlacht vorausgingen, trug sich auch mit unserem Lambert und einigen seiner Freunde etwas zu, das auf das weitere Lebensschicksal des Ersteren einen sehr großen, bleibenden Einfluß hatte. Dem Streifkorps, welchem Lambert als Offizier beigesellt war, hatte der Feldherr eine Richtung angewiesen, welche zwischen dem nördlichen Laufe der Mulde und zwischen der Saale hinging. In dieser Gegend hausten einzelne, durch Noth und Verzweiflung verwilderte Banden des Feindes auf eine sehr

unmenschliche Weise; bei Tage verkündete der aufsteigende Rauch, bei Nacht die Flammenröthe des Himmels, bald da, bald dort, die Gräuel des Krieges. Eines Abends kam Lambert mit seinem kleinen Trupp der Reiter zu einem zwischen Gärten gelegenen Schlosse. Wie anmuthig, wie friedlich still mochte vormals dieser Landsitz für seine Bewohner gewesen sein; jetzt war er dieses nicht, sondern ein Sitz des Schreckens und der Angst. Aus dem gewaltsam eingesprengten Thore, aus den zertrümmerten oder geöffneten Fenstern drang ein Geschrei des Jammers und des Entsetzens hervor, dazwischen vernahm man die rauhen Töne von Soldatenstimmen, das Gebelle und Geheule der Hunde. Es war leicht zu errathen, daß eine Schaar der Feinde hier eingedrungen sei, welche noch einmal von dem geängsteten Lande einen blutigen Abschied nehmen wollte; Lambert hieß seine Leute vom Pferde absteigen, er selber warf die Wache, die man im Hofe fand, darnieder; bald waren die Feinde, die sich unbesorgt dem Plündern, so wie dem Verzehren der Speisen und Getränke, welche ihnen Vorrathskammern und Keller darboten, hingegeben hatten, für immer unschädlich gemacht, oder zur Flucht, zum Theil selbst durch die Fenster der oberen Zimmer, genöthigt. Aber hiermit war der Kampf noch nicht vorüber. Lambert wußte es wohl, daß außer der Schaar, die sich hier des Schlosses bemächtigt hatte, noch eine andere Abtheilung der streifenden Feinde in der Nähe sei; er traf schnell die nöthigen Anstalten zur Vertheidigung des Gebäudes, dessen Thor wieder verrammelt wurde, und in dessen Hof, so wie auf den Mauern des Hofes und der Gärten, ein Theil seiner Bewaffneten den Feind erwartete, während ein anderer Theil der Reiter in einem benachbarten Lustwalde aufgestellt war. Nicht

lange ließen die Feinde auf sich warten; der Knall der abgefeuerten Gewehre, so wie der Bericht ihrer Flüchtlinge, hatte sie herbei gezogen. Sie fanden kräftigere Abwehr, als sie vermuthet hatten, und da jetzt auch, auf den Ruf der Trompeten, die Reiter sich von ihrem Orte aufmachten und den Stürmenden in den Rücken kamen, war der leichte Kampf bald entschieden.

Lambert wußte nicht, wessen Eigenthum das Schloß sei, zu dessen Vertheidigung und Rettung ihn eine glückliche Fügung bestimmt hatte. Erst jetzt, als Stille und Sicherheit zurückgekehrt waren, wagten sich die Besitzer des Gebäudes aus dem Zimmer, in welchem sie der Feind so hart geängstet hatte, hervor; es waren zwei Damen in tiefer Trauer; Lambert erkannte sie sogleich, so wie jene ihn, es war die Frau von G** mit ihrer Tochter Emilie. Der Kummer, so wie die kürzlich ausgestandene Angst, hatten das Angesicht der Mutter, wie der Tochter, gebleicht; dem Jünglinge war es, als begrüßte er Gestalten der Gräber.

„In welcher Stunde, mein theuerer Freund," sprach die Mutter, „hat Sie uns Gott gesendet; Sie haben uns heute mehr gerettet als das Leben; denn das arme Erdenleben allein, welchen Werth kann es für zwei vereinsamte, von Menschentrost verlassene Frauen haben, deren süßester Genuß nur noch der ist, bei dem Grabe der theueren Vorangegangenen zu weinen?"

„Wohl mir," sagte Lambert, „daß ich gewürdigt war, zu Ihrem Troste zu erscheinen; ist ja Das, was ich heute that, nur eine kleine Abschlagszahlung m e i n e r a l t e n S c h u l d, die ich mit unauslöschlichen Zügen der Dankbarkeit gegen Sie und den theueren Vater von G** in meinem Herzen trage. Aber auch mich bewegt auf unbe-

schreibliche Weise dieses Zusammentreffen mit Ihnen, das mir so unerwartet kam; denn ich wußte nicht, wie dieses Schloß heiße, noch weniger ahnete ich, Sie hier als Bewohnerinnen zu finden. Auch mir geziemt es, heute mehr der Gräber, als der Freuden des Lebens zu gedenken, denn ich weiß es, daß wir einer schweren, blutigen Völkerschlacht nahe stehen, von deren Entscheidung Alles abhängt. Möge Gott mich diese Tage nicht überleben lassen, wenn sie nicht Tage des Sieges, sondern der Niederlage unseres Volkes werden sollten; aber auch dann, wenn wir siegen, wird das Blut im Kampfe um solchen Gewinn freudig fließen."

In solchen ernsten Stunden, wie jene waren, welche Lambert im Andenken an die nahe Schlacht, seine beiden Freundinnen im Andenken an ihre schon Dahingeschiedenen zubrachten, kommen die Seelen sich näher, als unter anderen Umständen in Monaten und Jahren. „Mir sagt es," sprach die Mutter, „ein zuversichtliches Hoffen, daß Sie diese Tage der Todesgefahr überleben werden, daß Sie noch zu großen, guten Werken auf Erden bestimmt sind. Dann, mein Freund, gedenken Sie der beiden Leidtragenden, zu deren bestem, kräftigstem Tröster und Schützer Sie Gott bestimmt zu haben scheint; besuchen Sie uns wieder." — „Ja, mein Freund," fügte Emilie hinzu, „kommen Sie wieder zu uns." Der Morgen dämmerte; Lambert, nachdem er den größeren Theil seiner Leute zum Schutze des Landsitzes und seiner Bewohnerinnen zurückgelassen hatte, eilte hinweg. Beim Abschiede reichte ihm die Mutter, es reichte ihm Emilie dankbar die Hand, und ihm war es, als er die Hand der theueren Jungfrau in der seinen hielt, als würde ihm damit die Zusicherung eines Glückes gegeben, dessen Besitz er, für das Erdenleben, sich nicht hätte träumen lassen.

Der Sieg der Völker war errungen; fast jedes Haus war ein Tempel geworden, in welchem freudig bewegte Menschen durch Gebet, wie durch Loblieder, ihren Dank gegen den Geber des Sieges, den Herrn der Heerschaaren, aussprachen. Vor vielen anderen ward aber der Landsitz der Frau von G**, am Tage nach der siegreichen Schlacht, zu einem Tempel, in welchem nur Freude, Lob und Dank sich aussprachen. Lambert hatte sich in den Tagen der Schlacht gehalten als ein Mann, ihm war ehrende Anerkennung aus der Hand der gekrönten Helden jener Tage widerfahren. Mehr jedoch als durch Alles war sein Herz durch den Gedanken erhoben, daß nun die Freiheit seines Vaterlandes erkämpft sei. In solcher freudigen Stimmung tritt dem Jünglinge gar leicht der verborgene Rath des Herzens auf die Zunge; Friedreich hatte sich bis dahin selber kaum gestanden, daß er Emilien liebe, welche so unerreichbar weit an Stand über ihn erhaben schien; heute, am Abende nach der Schlacht, vertraute er sein Geheimniß selbst einem fremden Ohre. Und der Mann, dem er das tiefe Anliegen seines Herzens mittheilte, dessen Rath und Leitung er sich dabei erbat, war kein anderer, als der, von welchem damals zunächst das künftige Lebensschicksal unseres Lambert abzuhängen schien: der alte Fürst von **. Dieser selber hatte durch sein zutrauliches Entgegenkommen den Schlüssel zu dem Herzen des Jünglings gefunden und ihm den Mund geöffnet. Denn als jener treffliche Herr, am späten Abende nach der Schlacht, mit seinem Sohne, der heute als Held sich gezeigt hatte und aus großer Gefahr des Lebens gerettet worden war, und mit Lambert, der die Liebe und Achtung des Prinzen, wie seines Vaters, in gleichem Maaße genoß, zusammen in einem halbzerstörten Landhause saß, das für heute zum Nachtla-

ger dienen sollte, da ward sein Herz ungewöhnlich guter Dinge, und sein Mund so gesprächig, wie dies die beiden jüngeren Männer noch niemals an ihm bemerkt hatten. Er erzählte von den Schicksalen seiner eigenen Jugend, von Dem, was er in der Heimath, wie in fremden Ländern, am Hofe der Fürsten, wie im Kreise seiner Unterthanen, erfahren hatte. Endlich kam er auch auf die Geschichte der besten, der schönsten Jahre seines Lebens; er sprach von jener Zeit, da die theuere Gemahlin seiner Jugend, die Mutter des Prinzen, noch lebte. Ernst und tiefergreifend sprach er gegen seinen Sohn von dem Glücke einer Ehe, welche, in der Furcht des Herrn geschlossen, ein Bund der Liebe für die Ewigkeit ist. Sein Herz wurde weich.

„Unter allem Dem, was man auf Erden Glück nennen kann," sagte er, „ist das Glück einer christlichen Ehe das höchste, das seligste, ja, ich möchte sagen, es ist ein Abglanz des Morgenlichtes jener Welt, deren Seligkeit ja ganz vorzüglich auf Liebe gegründet sein wird. Ja, lieben Kinder, heute, wo ich mich als Deutscher, der sein Vaterland gerettet, als Unterthan, der seinen guten König wieder in seinen Herrscherrechten bestätigt sieht, als Christ, der heute Gottes Bewahrung an sich und seinem Sohne sichtbarlich erfahren hat, so überaus glücklich fühle, wünschte ich eine Gelegenheit zu haben, ein Paar von Liebenden, das sich in frommer Weise liebt, dabei aber etwa an Dem oder Jenem Mangel leidet, das man zum Haushalte braucht, glücklich machen zu können, so glücklich, als ich es mit meiner Augusta war. Man gibt ja ohnehin den Leuten gern, und freuet sich an ihrer Freude, aber eine höhere Freude läßt sich doch in der Welt nicht gewähren, als die ist, daß man eine Ehe, die im Himmel geschlossen und von Gottes Willen bestätigt ist, auf Erden ausführen und möglich machen hilft."

Der edle Fürst, in süße Erinnerungen verloren, schwieg einige Augenblicke, dann, von Neuem zu seiner anfänglichen heiteren Laune zurückkehrend, sagte er zu seinem Sohne: „wie hübsch wäre das, wenn hier unser Lambert eine Braut oder eine Liebste, und zwar, wie man dessen von ihm versichert sein darf, eine solche hätte, die ihm an Gesinnung gleich wäre. An einem guten Aemtchen, das seinen Mann sammt Familie reichlich ernährte, wollten wir es ihm nicht fehlen lassen, und ich selber wollte allenfalls den Vermittler und Freiersmann machen."

Der Prinz, welcher fröhlichen Sinnes auf Das, was der Vater halb Scherz, halb Ernst sagte, einging, hätte die Gemüthsbewegung, welche Lambert bei der letzten Wendung des Gespräches ergriff, kaum bemerkt; dem Fürsten jedoch, der ein tiefer, geübter Menschenkenner war, entging sie nicht. Er beobachtete den Jüngling noch einige Augenblicke schweigend, dann nahm er ihn mit sich in ein Nebenzimmer. Und hier bedurfte es nicht vieler Fragen, um Das aus Lambert's offenem, unverstelltem Herzen herauszuholen, was vorhin schon in den Mienen des plötzlich erröthenden Angesichtes sich verrathen hatte.

„Die Bedenklichkeit," sagte der Fürst, „welche Sie, mein lieber Lambert, über die Verschiedenheit des Standes zwischen Ihnen und der Fräulein von G** äußern, schlage ich gerade nicht sehr hoch an. Denn außerdem, daß diese wohlverdienten Ehrenzeichen an Ihrer Brust Ihnen eine Anerkennung gewähren, welche man sonst etwa dem angeborenen Stande zugesteht, gebe ich Ihnen auch im Voraus die Versicherung, daß mein edler Monarch auf meine Fürbitte, und in Ansehung Ihrer Verdienste, so wie aus Rücksicht auf die treffliche von G**'sche Familie, jenen Ehrenzeichen noch Etwas zufügen wird,

das Sie an Stand Ihrer Geliebten gleich setzt. Auch wegen einer ehrenvollen Anstellung dürfen Sie nicht besorgt sein. Ich ernenne Sie noch heute zu meinem fürstlichen Rath und gewähre Ihnen von dieser Stunde an mit einer guten, verhältnißmäßigen Besoldung die Anwartschaft auf einen Posten, den zwar jetzt dem Namen nach noch ein alter, dem Geschäfte nicht mehr gewachsener Diener, der Geheimerath **, versieht, der Ihnen aber, wenn Sie dem guten alten Herrn noch einige Jahre hindurch seine Last erleichtert, und sich zu meiner Zufriedenheit benommen haben, nicht entgehen wird. Also, mit all' diesen Nebendingen sind wir im Reinen, mit einer Hauptsache aber noch nicht, nämlich mit der Frage: ob wohl auch die Fräulein Emilie gegen Sie dieselbe Gesinnung hegt, welche Sie gegen dieselbe fühlen; denn nach Allem, was Sie mir so eben erzählen, muß ich schließen, daß es zwischen Ihnen noch zu gar keiner Erklärung gekommen ist."

Auf diese Frage wußte Lambert freilich keine allgemein gültige Antwort zu geben; er hatte als Bürgschaft für die gegenseitige Neigung der ihm theueren Jungfrau nichts Anderes, als ein gewisses inneres Gefühl, das sich keiner Selbsttäuschung für fähig hielt, und der Fürst hielt dieses Gefühl eines in sich selber so wahren, redlichen Herzens in Ehren.

„Nun wohl," sagte er zu Lambert, „so versuchen Sie, und zwar gleich am morgenden Tage, Ihr Glück. Unser Armeekorps wird wenigstens einige Tage hier in der Nähe verweilen; ich verbürge Ihnen im Voraus den Urlaub zu Ihrer kleinen Besuchsreise, die sich ohnehin mit anderweitigen militärischen Aufträgen für Sie vereinen läßt; denn von den Elbgegenden her wird das Geschäft der

Verproviantirung der Armee auf's Schleunigste einzuleiten und anzuordnen sein."

Und so kam denn, am Tage nach der siegreich beendigten Schlacht, Lambert, mit einem Herzen voll Hoffnung und zugleich voll Bangen, auf dem Landsitze der Frau von G** an. Beide, die Mutter, wie die Tochter, waren über die so unerwartet schnelle Wiederholung des erwünschten Besuches herzlich erfreut. Es war, als regte sich in dem fein und zartfühlenden Herzen des Fräuleins eine Ahnung Dessen, was dieser Besuch bedeute; sie erröthete mehrmals, wenn Lambert mit jenen Blicken sie betrachtete, die heute ganz andere waren, als seine früheren gewesen, und dennoch suchte sie selber diese Blicke wieder auf, als wollte sie ihnen etwas abfragen, was sie gern vernahm. Auch die Mutter schien etwas befangen, die Unterhaltung stockte von Zeit zu Zeit. Endlich verließ Emilie das Zimmer, um einige Vorbereitungen für den Tisch zu treffen, Lambert war mit der Frau von G** allein. Diese Dame hatte ihn, wie wir schon früher erwähnten, gleich von der ersten Bekanntschaft an durch mehrere Züge ihres Wesens an die theuere Mutter Gertraud erinnert, und so oft er sie wieder sah, fiel ihm diese, vielleicht mehr von innen als von außen kommende Aehnlichkeit auf. Vor Allem war dies heute der Fall. Lambert meinte, er dürfe mit Frau von G** einmal eben so kindlich offen reden, wie mit Mutter Gertraud; er erzählte zuerst, was am gestrigen Abende der edle Fürst für ihn gethan und ausgesprochen habe, dann, ohne sich's selber zu versehen, kam er auf Das zu reden, was dem guten Herrn zu jener Gnadenbezeugung veranlaßt hatte, und halb stotternd bekannte er der guten Mutter das ganze Geheimniß seines liebenden Herzens.

Die Mutter vernahm es mit tiefer Bewegung. „Einen lieberen Sohn," sagte sie, „konnte mir Gott nicht zuführen, als Sie mir sind und sein werden; ohne daß ich mir früher die Möglichkeit davon denken konnte, sprach ich, seitdem ich Sie näher kennen lernte, in der Tiefe meines Herzens oft den Wunsch aus, daß Gott meiner Emilie einen solchen Lebensgefährten schenken möge, als Sie dies einem Weibe sein könnten. Vor Allem bei Ihrem letzten, so unerwarteten Besuche, der uns aus den Händen barbarischer Krieger rettete, seufzte ich im Stillen auf: gib doch, o Gott, uns Verlassenen einen solchen Schützer, einen solchen Sohn und Mann, wie hier dieser ist. Nun, dieser Wunsch, dieses Gebet sollen jetzt in Erfüllung gehen, denn daß auch in dem frommen, sich selbst noch kaum verstehenden Herzen meines Kindes eine Neigung zu Ihnen wohnt, das glaube ich schon längst errathen zu haben."

Indeß war Emilie wieder in's Zimmer hereingetreten. Die Mutter trocknete sich ihre Thränen und sah die Tochter lächelnd an. „Weißt Du wohl, mein Kind," fragte sie, „in welcher Absicht Herr von Lambert heute schon wieder zu uns gekommen ist?" „Wie sollte ich das wissen können?" erwiderte das Fräulein mit hohem Erröthen und leiser Stimme. — „Nun," so sprach die Mutter, „dann will ich Dir's sagen, er sieht sich hier bei uns nach einer lieben Braut um." — Verlegen, zum Boden blickend, stand das Mädchen da; die Mutter aber, jetzt mit ernsterem Tone, fragte die Tochter: „glaubst Du hier, vor Gottes Angesicht, es versichern zu können, daß Du diesen edlen Mann, der um Dein Herz und um Deine Hand wirbt, von ganzem Herzen, wie Dein eigenes Leben, wirst lieben und seiner guten Leitung treu ergeben und gehorsam sein können bis an's Ende?" Mit lauterer Stimme sprach Emilie das Ja

aus und legte ihre Hand in die dargebotene Hand des Jünglinges. Die Mutter, mit beiden Händen die Häupter ihrer Kinder berührend, sprach ihren Segen über das Bündniß aus, dann aber bat sie Lambert, er möge, durch ein Wort der gemeinsamen Erhebung, dieser Stunde eine ähnliche Weihe geben, als jener anderen, welche sie am Sterbebette des seligen Vaters gefeiert hatten. In diesen Augenblicken war es der Mutter und ihren Kindern, als freueten sich mit ihnen zugleich in unmittelbarer, wenn auch dem Auge verborgener Nähe, die selig Vorangegangenen, und als sprächen auch sie ihr Ja und Amen zu dem im Himmel geschlossenen Bunde.

Die Geschichte unseres Studenten Friedreich, oder späteren Regierungsrathes von Lambert, wäre eigentlich hier zu dem Ende gekommen, bis zu welchem es unsere Absicht war, sie fortzuführen. Dennoch erwähnen wir noch mit wenig Worten, daß derselbe seine so ehrenvoll betretene militärische Laufbahn noch bis zur Einnahme von Paris durch die Alliirten fortsetzte, und daß ihm auf dem Rückmarsche der Armee, als er für einige Zeit Urlaub von derselben nahm, die unaussprechliche Seligkeit eines Wiedersehens seiner lieben Mutter Gertraud bereitet war. Bald hernach trat er sein Amt in dem Ministerium seines guten, väterlich gesinnten Fürsten an, und holte die theuere Braut heim. Mutter Gertraud war auch bei der Hochzeit. Wie hätten aber solche Kinder zu leben vermocht, ohne die Nähe ihrer lieben Mütter; Frau von G** richtete es so ein, daß sie den größten Theil des Jahres bei ihren Kindern leben konnte, Mutter Gertraud aber blieb ganz bei ihrem lieben Friedreich, und war noch lange Zeit ein erbauliches Vorbild ihrer Kinder; eine fromme, treue Pflegerin ihrer Enkel.